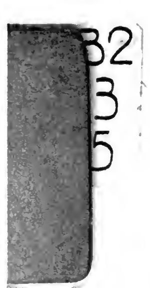
Ein Landstreicher

Rudolf Hans Bartsch


32
3
5


Dei
Sub Numine
Viget



Rudolf Hans Bartsch

Ein Landstreicher

Rudolf Hans Bartsch

Ein Landstreicher

Roman



Rikola Verlag
Wien · Berlin · Leipzig · München
1921

Müde und in flatternden Lumpen schwankte der Landregengreis über die kotigen Sturzäcker.

Er schaute aus trostlosen Triefaugen in die Fenster des Schlosses im Mürztal; zwei hellgraue Augen schauten ihm ebenso hoffnungslos hinter den überronnenen Scheiben entgegen. Da ging der hüstelnde Alte weiter: So mußte es sein. Und hinter ihm summte eintönig das Lied von der ungeheuren Zwecklosigkeit dieses Lebens, dieser belogenen Erde, dieser Zeit.

Die junge Schloßfrau saß ihrem Manne gegenüber. Der war groß, noch jung, elegant bis zur Selbstverständlichkeit langvererbten Reichtums von trainierter und adliger Gestalt und mit einem ungemein männlichen Antlitz. Ein Ding Homo, in das sich sonst all jene Frauen verlieben mußten, die vor dem leisen Dufte der Vornehmheit erschauern. Seine verdrossenen Mundwinkel, seinen verdrossenen kleinen, englisch abgestutzten Schnurrbart hatten viele geküßt, bis er an diese huschend leise, schwermütig verhohlene Frau geraten war, die jetzt aus den Fenstern ihres Schlosses wie ins grenzenlose Elend hinaussah.

Alles hier war so weit; viel zu weit und darum leer.

Wer sich freuen könnte! Auf dem Tische blitzte neupoliertes Silber, das eben aus kleinen, flinken Stubenmädchenhänden hingestellt worden und bei Gesang geputzt worden war. Ein feiner, englischer Tee duftete darin; — englischer Tee beim Valutaelend! Im Kamin brannte das seltsame, rätselhafte, belebendste und tödlichste aller Elemente, aus dem zuerst auch die Sterne bestehen. Es war doch so selten, so köstlich, so auf den Knien dankbar zu genießen, daß in dieser frierenden Zeit, in dieser bis in das Knochenmark frierenden Zeit der lustige Uralt, der Ewigjung, der Herr Gott Thor das helle Leben aus seinem roten Barte blies? Aber eintönig schaute die junge Frau drein. Eintönig schaute der Gutsherr, Rittmeister und Doktor von Gramschitz drein. Dem Tee, der in die Schalen lief, sahen sie nicht anders nach, wie einem schmutzigen Schlammbächlein, das sich durch den Gutshof draußen seinen kleinen und launenhaften Weg suchte.

„Ja, ja," sagte Herr von Gramschitz gedehnt.

Die schöne junge Frau sagte gar nichts; sie versuchte nur, ihre Glieder ein wenig zu recken, gab es aber als Kraftäußerung, als Unschicklichkeit und als völlig vergeblichen Ausbruchsversuch sogleich müde auf.

Ein wenig später spitzten dann beide die Ohren ab und zu nach dem Gesindehof; die dort hatten wenigstens etwas Musik. Sie beide hier konnten und kannten viel und gute Musik; es war ihnen aber nicht danach: Weder welche zu machen noch welche zu hören. Der Reichtum hockte ihnen wie eine schwere Krankheit auf den Herzen und unter seinem Drucke rührten sie sich nicht.

Ein einzigmal sagte der Doktor und Rittmeister „von“: „Die beiden Stierkälber sind verkauft; der eine Ochse, der nicht zum Paar paßte, auch. Teurer, als ich überhaupt gedacht hätte.“

„So,“ sagte die trostlos schöne Frau und legte die Arme hinter ihrem blonden Kopf zusammen. Es kam ihr wie eine Leistung vor, daß sie überhaupt ihre Stellung ändern wollte; aber da klang immerzu etwas Belebendes aus der Gesindestube. Sogar der Rittmeister und Doktor hob den Kopf.

„Eine Geige,“ sagte er. „Eine ganz gute Geige sogar; möchte wissen, wen das Volk sich da aufgezwickt hat.“

„Möchte wissen.“ Aber er klingelte nicht einmal, um zu fragen. Nach einer ganzen Weile, als langsam die Augen der Frau Christel aus dem Verödeten ins Sehnsüchtige moduliert hatten, ergriff sie den Klingeltaster.

„Warum sollen wir nicht auch zuhören? Vielleicht gehen wir hinüber?"

„Aber laß doch, Christel. Wir können ja abwarten und ihn dann kommen lassen."

„Wenn er uns aber Schmutz ins Zimmer bringt?"

„Vielleicht ist es auch eine Geigerin."

„Das wäre!"

Frau Christel lächelte. Jetzt war ihr Mann ums Unmerkliche lebendiger geworden. Sie wünschte ihm sehr etwas wie eine Beschäftigung, damit er sie wenigstens träumen ließ. Er aber glaubte, ihr mit seiner ziselierten Korrektheit im Eheleben ein großes Geschenk gerichtet zu haben.

„Johann, wer spielt dort drüben bei euch?"

„Ein reisender Musiker."

„Musiker? Nicht Musikant?"

„Nein, er läßt sich nichts schenken. Mir hat er ein Trinkgeld gegeben, weil ich ihm den Tee gebracht habe, den die Köchin ihm geschickt hat."

„So, so. Und glaubst du, käme er herüber?"

„Ich werde anfragen."

„Vorsichtig anfragen. Weder auffordern noch bitten; weißt du?"

„Jawoll, Herr Rittmeister."

Nach einer kurzen Weile kam Johann zurück. Frau Christel saß aufgerichtet da; der Rittmeister lag noch immer in seinem Klubsessel dahin.

„Er läßt sagen, er sähe aus wie ein kotiger Schäferspitz und gehört für heute nur in die Gesindestube."

„Ist es so schlimm?"

„Nein; er hat Gamaschen an, die hab ich ihm während des Redens gleich abgewischt und die Schuhe hat er sich umständlich, gleich an der Tür noch, abgeputzt. Aber er hat gesagt: ‚Wenn die Herrschaften mich ohne Geige wünschen, ja; dann komm' ich schon'."

„Er will als Gentleman behandelt werden," sagte der Rittmeister gelangweilt und rührte sich nicht weiter. Nach einer Weile: „Na, Christel?"

„Ja; — wir ließen bitten," sagte die schöne Frau langsam und mit bewußter, klarer Stimme.

„Herrgott, muß dir aber heut öde sein!"

Frau Christel lächelte schmerzlich. „Ich werde mich ohnedies auch so weiter langweilen; aber..."

„Aber versuchen kann man's ja. Vielleicht spielt er Bridge."

Dann ging die Tür auf, und, in eine Art Jagddreß gekleidet, kam mit frischer und unbefangener Raschheit ein Mann herein, der wie in den Dreißig aussah, und anfragende, helle und zutrauliche Augen hatte, der...

Frau Christel stand da und war blaß übers ganze Gesicht.

Auch der Neugekommene erstarrte mitten im

frischen Wurf seines Dahergehens, sagte aber bloß: „Ah!“ Das war nur herausgestoßen, halb wie in Freude, halb wie in Unwillen. Als hätte man ihn, foppend, aber freundlich, überraschen wollen. Langsam stand der Rittmeister auf, denn nun wunderte auch er sich.

Frau Christel atmete eine Weile ganz merklich. Dann sagte sie: „Nun, Herr Holl. Glauben Sie mir: beabsichtigt war diese Überraschung nicht.“

„Von mir wahrhaftig auch nicht,“ sagte Herr Holl, schon wieder fröhlich geworden und eifrig. „Nein, wirklich, Frau Christel, ich glaubte Sie in Wien oder gar schon im Süden! Aber freilich, unsere Edelleute sind ja alle wieder Landadel geworden, ganz so wie in der guten alten Zeit! Sehen Sie; — und das schöne Gut gehört also Ihnen?“

„Und meinem Mann,“ sagte die Dame, freundlicher und befreiter. Es war, wie und was er redete, alles frei, unbefangen, froh. Nun stellte sie Herrn Holl, Heinrich Holl auch dem Rittmeister vor, und der große, blonde Mann, der weiß und rot wie ein Schwede oder wie ein Engländer war, reichte seine lange Hand, förmlich und ohne daß er seine Verwunderung merken ließ, dem Bekannten seiner Frau. Er sah ihn sich scheinbar nur sehr flüchtig an und bot ihm sogleich

Platz am Teetisch, als er merkte, daß Frau Christel das Geschirr dort zurechtrückte.

„Wie also kommen Sie hieher ins Mürztal?“ fragte Frau Christel, immer noch nicht ohne Verlegenheit, und schenkte dem Fremden Tee ein, um ihn nicht ansehen zu müssen.

„Ich gehe zu Fuß nach Italien. Ich muß heute noch mindestens in Bruck sein und werde Sie nur eine Viertelstunde aufhalten.“

Freundlicher und lebhafter beugte sich der Hausherr vor: „Zu Fuß? Nach Italien?“

„Aber ja! Das ist eben das Schöne, daß man bei jedem Schritt weiß: Den tust du ins Land, wohin dich fünf Kriegsjahre nur im Traume geführt haben! Es ist kaum auszuhalten, das! Auf der Eisenbahn hielte man's nicht aus; sogar wenn man sieht, daß andere hinzufahren verstehen, ohne dabei verrückt zu werden. Geh ich aber, so sing ich wie ein Vogel den ganzen Tag; alle Lieder, die ich von dorther noch weiß. Und niemand macht erstaunte Augen dazu — und mißbilligt. Ja.“

„Aber Ihr Gepäck! Gibt es keine Revision und ist es nicht unheimlich, daß man nicht dabei ist? Denn Sie können doch nicht einen Koffer bis hinunter tragen.“

„Nein, denn ich hab' gar keinen. Ich reise, wie ich steh' und geh', mit ganz kleinem Bündel. Darin sind: eine lammfellene Pelzweste und zwei

ebensolche Socken, weil die Gasthauszimmer immer kälter werden, je weiter man nach Süden kommt, weil nichts die Stimmung so zurückkriechen macht, wie eine kalte, fremde Stube und nichts den Schlaf mehr verscheucht, als kalte Füße. Alles andere aber brauch' ich nicht."

„Und in dieser einen Kleidung?"

„Ja. Ist sie naß, so trocknet sie über Nacht. Von meinen zwei Hemden wasch' ich immer das eine, nebst dem Nachthemd und anderer Unterwäsche. Da, sehen Sie her; bin ich nicht blitzweiß?"

Und unbefangen öffnete der Kauz seine Weste. Der Hausherr nickte freundlich und nicht unangenehm berührt. Frau Christel hatte ohnedies weggesehen. Sie sah überhaupt nur selten her und immer huschend, schnell und verstohlen.

„Was sind Sie denn für ein Mensch?" lachte der Rittmeister.

„Ebendas: Ein Mensch, ein Mensch; — ja. Ein Mensch! Barnascha möcht' ich es übersetzen, wenn es nicht als Lästerung genommen würde. aber im Ernst, ich gehe den Weg des Evangeliums; ganz genau! Nur ohne Askese, ohne kapuzinerhaften Schmutz, gut gekleidet, aufrichtig, ohne Heuchelei und bereit, alles, aber auch alles zu genießen, was Gott in dieser Welt für uns hingestellt hat. Solange ich nur niemand anderm damit

schade. Wozu auch gehört, daß man um Gottes willen niemand bekehren wolle!"

„Aber ein Beispiel geben wollen Sie vielleicht?"

„Nicht einmal das! Ich bin selig, daß ich der mir bekannte Einzige seiner Art bin; denn andere trieben ja doch gleich Schwindel mit der Seligkeit und Erlöstheit. Ich danke meinem Gott, daß auf seiner Welt wenigstens ich so herumlaufen darf, und gönne jedem, was er nicht lassen kann. Ja, oft freue ich mich darüber, was alles er nicht lassen kann! Mich freut Ihr schöner englischer Anzug hier, weil soviel Wille drin ist, ein gutes Bild zu geben. Und Schönheit und Sauberkeit sind nicht weit weg vom Gleichgewichtsgefühl Gottes."

Der Hausherr lächelte. „Wenn Sie das so frisch sagen, so gefällt einem sein ältester Rock."

„Aber, es ist ja gerade das Geheimnis jeden Lebensglückes, daß man alles hier auf Erden nimmt, als wäre es zum erstenmal erlebt und neu. Herrgott, ist der Tee ein Wunder!"

„Ah, bitte, dann sagen Sie mir bloß, ob Sie einen Tag wie diesen frisch und neu empfinden können," lächelte Herr von Gramschitz. „Eisenbahnerstreik, so daß man nicht in die Stadt zum Theater kann..."

„Eisenbahnerstreik?" fuhr Holl fröhlich auf.

„Nun sehen Sie, davon hab' ich ja gar nichts gewußt!"

„Dann dieser eintönige Regen, die sich völlig verwehrende Natur..."

„Herr Rittmeister," sagte Holl bescheiden, „die Natur verwehrt sich nur dem, der sich ihr selber verwehrt. Sehen Sie, bitte, da hinaus. Nicht in den Gutshof, bitte. Da, ja, in die Hecke, die sich vor dem Fenster, vom Bergwalde zwischen den Wiesen bis zum Talboden hinunterzieht. Diese Hecke ist dem kleinen Brudervolk der Vögel, das aber beinahe achtunddreißig Grade Blutwärme hat, genau dasselbe, was den alten Nordvölkern die paar Einbruchsstraßen nach Italien waren. Völkerwanderungswege! Bitte, sehen Sie diese Buntheit des Lebens! Unter Anführung eines Baumläufers suchen da weiß Gott wieviel Vogelarten alle Ästchen und das dürre Laub ab. Jeder nach seiner Erfahrung, alle hinter dem geschäftig klugen Baumläufer drein. Ja, das ist einmal ein Präsident für eine Republik: kopfauf, kopfab kann er's. Das imponiert denen, die immer fressen und womöglich schwelgen wollen. Herr Rittmeister, der letzte Vogel und der letzte Arbeiter, ihrer beider Geheimnis ist bloß: Nicht Notdurft, sondern Überfluß! Nicht aus Hunger ziehen sie umher, sondern dem Überfluß ziehen sie nach! Der Unbelehrte will immer prassen und es gehört die ganze, zu-

sammengefaßte Kultur aller menschlichen Erfahrung dazu, um endlich einzusehen, daß es sehr viel leichter ist, mit wenigem glücklich zu sein, als mit vielem!"

Frau von Gramschitz seufzte leicht, aber Holl fuhr gleich fort: „Also sechs Buchfinken und zwei Bergfinken; neun Kohlmeisen, drei Blaumeisen, ein Goldhähnchen, zwei Zaunkönige; als Nachtrab Stieglitze, ein ganzer Flug! Sehen Sie, wie munter und schön! Wie rasch sie sich bewegen, bloß aus Temperament und Lebensfreude heraus; nicht aus Erwerbshast! Ja, sehen Sie wohl?"

„Ich sehe," sagte der Rittmeister, halb angeregt und gütig lächelnd. Es war aber nicht wahr. Er bemühte sich nicht einmal, zu sehen. Frau Christel bemühte sich wenigstens und hatte davon schon helle Augen bekommen.

„Sie sind vielleicht der einzige Christusmensch, der heute noch auf der Welt herumläuft," sagte Herr von Gramschitz. Und wenn er nicht ein peinlicher Gentleman gewesen wäre, so hätte er jetzt beinahe die unsühnbare Gemeinheit begangen, Herrn Holl auf die Schulter zu klopfen. Er begnügte sich aber bloß, zu fragen: „Da Sie so anders sind als alle übrigen, kommt es nicht vor, daß Sie da Anfeindungen, Roheiten sogar, ausgesetzt sind?"

„Ich habe niemals im Leben von einem

Menschen auch nur einen Schlag erlitten," sagte Holl fröhlich.

„Aber in jungen Jahren kommt es doch oft zu Raufereien."

„O ja. Ich hab' mich immer, auch gegen Stärkere, gewehrt, so gut es ging und mich geschämt, Schwächeren etwas zu tun. Aber, wenn ich einem, der mich schlagen gewollt, in die Augen sah, nicht hypnotisierend, wie Sie vielleicht meinen, sondern — ich weiß nicht, wie ich es sagen soll — etwa so, als sagte ich dem anderen: ‚Sieh mich jetzt mit meinen Augen an!' dann war alles beigelegt, oder der andere drehte sich wenigstens, gleichgültig tuend, von mir weg. Nie erfuhr ich, wie das kam. Aber ich glaube, daß verbrannt, gekreuzigt und gesteinigt immer nur wurde, wer das durchaus brauchte und hervorrief."

„Sie lieben also die Menschen?"

„Keine Spur! Ich halte sie für die gemeinsten, verlogensten und daher erfolgreichsten Raubtiere. Wert des Weltunterganges, nachdem sie alle freien Tiere ausgerottet oder zu Stallzwecken erniedrigt haben. Denn dann wird dieser Planet enden: wenn das geschehen ist. Das weiß ich und die Zeit ist nahe. Ich versuche also, alles zur Ausrottung des Menschen zu tun. Mit

mir selber, obwohl ich lebensfroh bin, mache ich den Anfang, indem ich meine Art aussterben lasse."

„Aber gerade solche Menschen wie Sie, anscheinend gesund, lebensfroh, hoffnungsfreudig ..."

„Nein, Herr Rittmeister. Ich bin ein Zufall; mir selber zum Geschenk; wie ein Föhntag mitten im Winter, der alle Mücken spielen läßt und die Eidechsen herauslockt. Vor und nach mir würde das unselige Heer meiner Vorfahren und jener der geliebten Frau gleich wieder in meinen Kindern zu unseligem Rechte gelangen. Unsereins ist einer, — gegen Myriaden. Wir sind alles andere eher, als die Addition von Vater und Mutter. Das ist der große Irrtum der Frau und ihr großer Mut, daß sie dennoch Kinder will ... Wie eben jeder Mut auf großem Irrtum beruht."

„Wenn wir nun bei den Frauen angelangt sind und Sie sich als Gast nicht in Verlegenheit gesetzt fühlen: ... Sie haben also niemals geliebt?"

„O, doch, Herr von Gramschitz! Unermeßlich! Bodenlos! Fressend: die Liebe selber nämlich! Oder sagen wir: die Sehnsucht! Die Sehnsucht nach der Einen, auf die zu warten eine so markdurchfressende Süßigkeit ist, daß man gerne bis an sein selig Ende wartet und sich nach ihr verzehrt."

Frau Christel hatte eine volle Tasse fallengelassen oder wohl auch umgeworfen. Die kleine Geschäftigkeit der beiden helfenden Männer über-

täubte ein wenig den Ton der Heißblütigkeit, der jetzt wie ein Orgelpunkt über das leichte und sorglose Gespräch emporgestiegen war. Der Hausherr lachte sogar: „Beneidenswerter, Sie!"

„Nicht wahr, ja?" sagte Holl fröhlich und erhob sich. Denn nun mußte er weiter.

Herr von Gramschitz hielt ihn. „Bleiben Sie und fahren Sie dann in meinem Wagen nach Bruck, wann Sie wollen — wenn Sie nicht hier übernachten wollen. Wir waren so, — wie soll ich sagen? — so verödet. Jetzt haben wir völlig vergessen, daß wir Sie wegen Ihrer Geige hereingebeten haben. Erzählen Sie uns von Ihrem Leben. Es ist ein Wanderleben, nicht wahr?"

„Ich erzähle ungern; bitte, bitte! Es ist auch nichts zu erzählen, denn alles ist nur so winzig, wie jener Flug kleiner Vögel, dem Sie vorher nur zerstreut zuzusehen vermochten. Obwohl Sie wissen, daß, am Sternenverhältnis gemessen, gar kein Größenunterschied zwischen uns besteht und man fürchterlich viele Logarithmen aufwenden müßte, um die Dezimalstelle zu bestimmen, wo die erste Differierende steht. Sie sehen den Vogel klein, ich groß. Also lassen Sie mich Sie nicht langweilen. Ganz abgesehen davon, daß man beim Reden über sich immer Gefahr läuft, sich, als alter Kerl, endlich einmal selber auf die Sprünge zu kommen. Ist man das noch nicht,

so lebt man wie aus Gottes Hand. Ist man's, so spielt man mit sich selber — aber meistens schlecht. Gottes Lohn und Dank also für die Wärme, die mir dieser Nachmittag gebracht hat und, Herr Rittmeister und gnädige Frau, viel, viel Sonne in Ihre Herzen!"

Dann war er nicht mehr zu halten. Aus dem einen Fenster sah der Rittmeister ihm nach, aus dem anderen die gnädige Frau. Er zog bald unten auf der Landstraße dahin, jung und rasch, sah sich nicht im wenigsten mehr um und es schien ihm innerlich warm und wohl zu sein, so trostlos der Landregengreis auch neben ihm herging und versuchte, ihm seine Elendslumpen um Schultern und Haupt zu schlagen.

„Dem Kerl scheint wirklich die ganze Schöpfung zu Gebote zu stehen," lachte der Rittmeister kurz auf. „Du, ich möchte wissen, warum ihn noch niemand zu schlagen vermocht hat. Und warum er überall wie ein Gentleman aufgenommen wird und dann, wie ein Fürst, selber die Tafel aufhebt."

Frau Christel antwortete nichts.

„Na, du bist entweder hoffnungslos gelangweilt — oder — oder? Er war ein ehemaliger Liebhaber von dir?"

„Ja," sagte Frau Christel.

— — — — — — — — — — — — —

Dann war anderer Besuch gekommen und Herr von Gramschitz mußte das kurze, mehr belustigte und neugierige, als schmerzliche Aufzucken seines Herzens unterdrücken bis Abend. Und da hatte er beinahe schon vergessen. Frau Christel selber begann dann von der Sache erst beim Schlafengehen.

„Du bist immer innerlich noch beim Bridge?" sagte sie lächelnd.

„He; nein! Du solltest mir doch von diesem Menschen erzählen; gewiß!"

„Das wollte ich; ja. Aber sag': wenn ich immer noch in ihn verliebt wäre?"

„Darfst du; darfst du. Ebenso sehr, als wenn du ehedem in deinen Beichtvater oder in den Apostel Paulus verliebt gewesen wärest."

„Wie meinst du das?" fragte sie etwas betroffen.

„Er ist doch nicht von unserem Schlage, von unserer Gesellschaft; na? Und er ist auch kein Mann, wie immerhin etwa ein Kutscher oder ein Chauffeur es sein kann. Ich bin also nicht im mindesten eifersüchtig, und was deine prähistorischen Erlebnisse mit ihm angehen mag, so bin ich gänzlich durch die Tatsache beruhigt, daß ich dich als virgo — nein, der medizinische Ausdruck ist eine Gemeinheit —, daß ich dich als richtiges Mädel bekommen habe."

„Egon — am Ende bin ich's aber geblieben?"

Er war daran, sich flott auszukleiden. Jetzt blieb er mit offenem Munde stehen. „Ja das? Am Ende bist du's geblieben ..."

„Egon, nun stutz mir nur nicht. Ich will dich nicht erschrecken und ich gehöre dir, so völlig, wie du es eben willst und kennst. Daß wir keine Kinder haben, verwindet man schon, wenn man sonst Schönes auf der Welt weiß, und einer Treulosigkeit, ich meine, einer körperlichen, hältst du mich wohl selber nicht für fähig. Wenn ich aber beständig an diesen Menschen (sagen wir, da du ihn als Mann nicht anerkennst, an dieses Kind) denke, an diese merkwürdige Erscheinung, die sich mit nichts vergleichen, in nichts, was man klassifizieren kann, fügen will, so muß ich dir das doch gestehen. Und ich denke seit Jahren an ihn, Tag und Nacht. Wie wohl viele Frauen ..."

„Sakrament, das Rezept muß ich ihm abkaufen."

„Vielleicht besteht das Rezept eben darin, weniger Mann und mehr Kind zu sein. Weniger Vater, als Sohn. Ich weiß nicht, ob ich dir das deutlich mache."

„Red' immerhin weiter, einmal wird mir schon ein Licht aufgehen."

„Er ist also, um weiterzureden, ebensogut

Mensch, als vielleicht Vogel. Hast du bemerkt, wie intim er den Angelegenheiten der Meisen und Goldhähnchen zusah? Und wie er spielt, ohne daß er für einen Musiker gelten mag? Und wie er kommt und geht, überall fröhlich zu Hause — und nirgends zu bleiben vermag? Er ist ebensogut Mensch, als Wolke, ebensogut Schirokko als Sonne. Wärmt er nicht? Leuchtet er nicht? Erweckt er nicht Sehnsucht, mit ihm überallhin zu gehen, wo etwas wie Freude sprießt? Um ihn sprießt sie sicherlich beinahe immer!"

„Ich verstehe: Du schätzest also dasselbe so hoch ein, was er mit dem Worte Mensch schlechthin angedeutet hat; mit dem Worte Barnascha."

„Ja; Egon, was heißt Barnascha? Er hat von einer Lästerung gesprochen."

„Es ist das Wort, welches Jesus, falls er aramäisch geredet hat, gebrauchen mußte; das Wort, welches man nicht anders zu übersetzen wußte, als mit „Menschensohn". Und jetzt sieh an, wie feinfühlig du bist, daß du sagtest, er ist mehr Kind und Sohn, als Vater und Mann!"

„Also das, was wir auch in unserer Sprache haben: ein Menschenkind."

„Na ja; aber weder ein sozial brauchbares, noch ein gesellig zimmerreines. Möchtest du ihn in einem angelsächsischen Salon präsentieren?"

Frau Christel lachte. „Das würde er wohl selber ablehnen."

„Siehst du! Er hat dieselben Empfindungen wie wir. Er gehört nicht zu uns und hat bei uns weder mitzureden, noch mitzukonkurrieren. Vielleicht darum ist er, ohne uns zu ästimieren, zu den Dienstleuten gegangen, um dort seine Kleider zu trocknen."

„Genau wie der „Barnascha". Der ist auch immer zu den armen Teufeln gegangen und hat über die Vermögenden manches bedenkliche Wort geredet."

„Ja, ja! Aber darüber handeln wir ja nicht, sondern darüber, ob er dir gefährlich, gefährlich in unserem sozialen und physiologischen Sinne, werden kann oder nicht!"

„Wenn er wollte, o ja!"

„Aber der kann ja gar nicht wollen, der Landstreicher; — haha! Und so ist er, grad er vielleicht auf Erden der einzige, der mir meine wunderschöne Frau nicht wegnehmen möchte."

Und der Hausherr wollte sich des nachdenklichen Weibes, dessen weher Mund, dessen leise verschwommener Schmerzenszug ihn reizte, gleich bemächtigen.

„Bitte, nein," bat sie leise.

Er richtete sich in völliger Haltung auf.

„Ich seh' es ja ein, heute," sagte er, indem er sich bezwang.

Da küßte sie ihm wortlos beide Hände und er ging, verwundert, etwas ärgerlich, ziemlich nachdenklich und hilflos, in sein einsames Schlafzimmer, wo er aber bald gesund entschlummerte.

Frau Christel schlief die ganze Nacht nicht, war nahe dran, einen, zwei Briefe zu schreiben, wollte einmal sogar in den Regen hinaus, legte sich dann aber wie ein fügsames Kind nieder und sah mit wachen Augen nach oben. Ihre Schläfen hämmerten. Morgens dann war sie reizvoller als jemals, weil ihre blühende Gesundheit jene morbide Lasur einer Nervennacht erhalten hatte, welche Schmerz bedeuten kann, aber auch Laster. Gramschitz sah sie flüchtig an, küßte ihr die Hand und fragte: „Reden wir weiter, oder ist's abgetan?"

„Nein, nicht so," sagte Frau Christel sanft. „Bist du nicht mein Freund, mein einziger, bester Freund? Ich habe doch auch nicht etwa weiterzureden. Ich möchte es wenigstens nicht im Sinne von Überreden, sondern nur von Erklären und Erzählen."

„Herz ausschütten also?" sagte Gramschitz freundlich und griff nach ihrer Hand. Sie sah ihn einen Augenblick dankbar an, sank dann in sich zurück, tat sogar die Augen zu und bedeckte sie mit

der Hand. „Ich habe wohl auch Kopfschmerzen,“ sagte sie, „und werde schlecht meine Worte finden.“

„Ich werde dich ansehen, dann wird alles hübsch, was du sagst,“ erwiderte er gutherzig und klug.

„Langweile dich also nicht,“ bat sie noch einmal und begann.

„Er war schon als jüngerer Mensch so, denn ich kenne ihn, seit ich dreizehn Jahre alt bin.“

„Bist du jetzt sechs- oder siebenundzwanzig?“ fragte er.

„Laß die Nebensachen. Er war also, als Mensch, schon in der Mitte der Zwanzig (ich will nicht nachrechnen) ein Gotteskind, das sich in keine soziale Klasse einreihen ließ. Kein Musiker, denn er ließ seine Geige wochenlang ruhen. Kein Schriftsteller, denn er schrieb nur ungern und selten, und wenn er Aufsehen machte, so verweigerte er jedes Gespräch über das, was er drucken hatte lassen und sagte nur: „Das ist von mir fort und ab, wie ein abgetrenntes Teil von einem Polypen, das man weder Kind, noch Geschwister nennen kann. Ich weiß gar nicht mehr, was mir da widerfahren ist.“ Er arbeitete zuzeiten ganz kräftig und körperlich in Gärten, und seine glückliche Hand für das Okulieren oder gar das Setzen junger Bäume war bekannt und gesucht. Dadurch lernte ich ihn sogar kennen. Er hat

Vaters ganze Neuanlagen gepflanzt, und weil er von den Bäumchen ganz genau so zu reden pflegt, wie von Menschen, darum gewann ich scheues Kind soviel Zutrauen zu ihm. Und weil ich jeden Vogel hegte und nachts immer mit irgendeinem nachgemachten Tier als Spielzeug einschlief (einem Fuchserl aus Plüsch, einem Hasen oder einem Eichhörnchen) und weil ich kein lebendes in Gefangenschaft halten wollte, außer es war sogleich zu Hause und zahm bei mir, so hatte auch er mich lieb. Er kam, wie er ging; denn oft sah ich ihn monatelang, ja jahrelang nicht. Immer aber dachte ich an ihn. Die Leute hatten ihn gern, denn er widersprach ihnen nur herzlich und höflich, wenn es sein mußte, und niemals bat er jemand um eine Gefälligkeit, welche Geldeswert gehabt hätte. Eher war er der Schenkende, und die Dienstboten, welche wußten, daß er genügsam lebte und so bescheiden aß, wie sie es selber niemals ertragen hätten, hatten immer ein Trinkgeld von ihm zu erwarten — das hast du gestern noch erlebt. Aber man schüttelte doch den Kopf über ihn, denn irgendeinen bestimmten Beruf wollte er nie ergreifen und darum war er auch nicht — „heiratbar"." So sagte sie und lächelte eine kleine Weile in sich hinein. „Sogar mein sonst sehr stolzer Vater schimpfte laut über diesen Mangel an ihm, und ich glaube, er hätte mich ihm gegeben, wenn Holl

nur irgend so etwas gewesen wäre, was man solid nennt. Er war tief, er war treu, er war hilfreich, er war gebildet, sauber gehalten, hatte die besten Umgangsformen, war gesund, bildschön ..."

„Rhm," räusperte sich Gramschitz lächelnd.

„Nicht?" fragte Frau Christel verwundert.

„Aber ja. Nur weiter!"

„Ja, das bemerkt man immer an ihm zuletzt, daß er auch hübsch ist," sagte Frau Christel nachdenklich. „Aber, er hatte keinen Beruf. Und er hatte auch nicht das, was man Vermögen nennt. Er verdiente zuzeiten recht viel Geld, denn oft wollte ihm irgendwer Mächtiger, der von seinem Wesen bezwungen war, zu dem verhelfen, was ihr eine solide Basis nennt. So hat ihn Rothschild lange Zeit als Sekretär für seine Gärten ebenso wie für seine photographischen Liebhabereien benützt, weil das Künstlerauge Holls und seine Geschicklichkeit aus allem ein Kunstwerk zu machen wußte. Dann gab er der Frau und der Tochter eines Ministerpräsidenten Musikstunden. Allen aber lief er davon, und wenn man ihn dann traf und fragte: „Was machen Sie?" da sagte er: „Es ist Sommer. Ich liege an den Feldrändern von Inzersdorf. Ich staune, wie rot die Mohnblumen, wie gelb das Korn und wie formvoll die Wolken sind! Man kann da nie genug kriegen! Denken Sie: wenn ich stürbe und ich hätte mir die

Augen nicht genügend voll Sommerwolken genommen!"

Gramschitz lächelte: „Der geborene Landstreicher."

„Einmal wurde er krank," fuhr Frau Christel fort, „und nun glaubten alle seine Freunde, daß die Bekehrung käme. Er aber freute sich bloß, daß er nun endlich und zum ersten Male in seinem Leben in so gute Gesellschaft wie seine eigene gekommen wäre und lobte seine Krankheit sehr, weil sie ihn zwang, mit sich selber allein zu sein! Ich glaube, es war eine Ischias, die er sich vom Übernachten im Walde geholt hatte. Er aber sagte: „Ja, ja, ich hab' es nie gedacht, daß sogar die Menschen eine gute Gesellschaft abgeben könnten!'"

„Bekam er denn viel Besuche?"

„Nein; er meinte die Bücher. Bisher hatte er möglichst nie etwas gelesen und war nun froh, daß man manchmal krank sein dürfe, um stilleliegen zu müssen und zu lesen."

„Unverbesserlich!" lachte Gramschitz.

„Ach, damals war er noch verbesserlich! Er war nun doch schon in nachdenklichere Jahre gekommen und ich — ich war damals siebzehn. Mein Vater war ihm gut. Er ist viel in ihn gedrungen, sich zu etwas Bürgerlichem zu bekehren. Da hat Holl allerlei Briefe hin und her geschrieben, um sich, wie er sagte, über sich

selber klar zu werden. Er wollte seine Vorfahrenschaft überprüfen. Sein Vater wäre jung gestorben. Der war aus Bauernblut. Seine Mutter kannte er nur wegen ihrer Herzensreinheit, ihrer Heiterkeit, aber auch wegen ihres Hanges zu etwas Bequemlichkeit. Er könne also nichts Sicheres versprechen, ehe er (so sagte er) nicht Herrn Heinrich Holls frühere Bearbeiter geprüft habe. Sein Vater sei ein großer Pedant gewesen. Waren dessen Brüder ebenso, dann wollte er's versuchen, auch einer zu werden."

„Ein Pedant!"

„Unterbrich mich nicht, denn jetzt kommt die Wende in seinem Leben. Das war „sein Februartag". Er durfte schon aufstehen und im Zimmer herumgehen, und Vater und ich besuchten ihn. Es war ein wunderbarer Tag; es kann sein, daß dieser Tag sonst allen Menschen in Vergessenheit geraten ist und wunderbar nur durch ihn wurde. Damals wohnte er in einer ganz obersten Mansarde im dritten Wiener Bezirk, „fünf Treppen, dann eine Hühnerleiter und noch einen Bauchaufzug hoch", wie er gern sagte. Er mußte immer ganz wo hoch oben wohnen. Damals also kam mein Vater zu ihm und es war Februar. Vater hatte mich mitgenommen und machte ein Gesicht, halb ernst und besorgt, halb siegreich und vergnügt, denn er hatte ihn schon halbweich, wie

er meinte. Holl setzte uns in Verwunderung durch den wirklich reizenden Hausrock, den er trug. Perlgrauer Samt, ganz neu, mit ebensolcher Seide ausgeschlagen."

„Sapperlot!" sagte Gramschitz.

„Na also," begann damals mein Vater. „Sie sehen ohnedies bürgerlich aus. Wollten Sie's nicht endlich auch werden?"

„Ich bin ja bürgerlich," hat Holl damals ganz verwundert geantwortet.

„Ich meine vernünftig bürgerlich," sagte mein Vater geärgert.

„Kann man vernünftig sein, wenn ein Mädel bei Ihnen ist, wie das da?" fragte Holl lachend.

„Vielleicht eben deswegen," sagte mein Vater noch ärgerlicher, obwohl er immer noch selber mitlachte. Aber Holl führte ihn an sein Dachfenster und sagte zu ihm: „Da! Schauen Sie jetzt lieber auf diese Stadt hinunter und in diesen Himmel hinein! Vernünftig kann man auch bei grauem Wetter sein, aber vielleicht nie mehr kommt ein Tag wie dieser! Liebster Herr Baron, waren Sie denn nie ein Bub', der sehnsüchtig zum Schulfenster hinausgesehen hat? Da: Der ganze Himmel hat Karneval! Die Wolken drängen sich, wie verrückt voll Vergnügen. Es ist da heroben mehr Wolkensensation zu sehen, als Stadt. Aber ja, dort unten liegt auch die Stadt, die ich segnen

oder verfluchen kann, je nach meinem Belieben! Segnen, indem ich hier stehe und helle oder nasse Augen habe über ihre viele Schönheit, ihre viele Torheit und ihr vieles Geschäft und Gedränge. Verfluchen, indem auch ich zu denen hinabgehe, die sich dort unten überhasten."

Mein Vater hat nach einer Antwort wohl nur deshalb so lange gesucht, weil ich ihn fest an der Hand gehalten habe. Endlich wollte er beginnen, da hielt ihn Holl zurück. „Es war nett, daß Sie so lange zusahen und schwiegen! Wer kann da, da, was anderes, als zusehen und schweigen!? Sehen Sie, drüben, über dem Dach das Türmchen des Dominikanerklosters? Nur Türme reichen in diesen meinen Horizont herauf. Der Stephansturm, die Karlskirche, der Turm von Maria Stiegen, weit dort. Und wie sich der Kopf und der Adler am Stephansturm einmal übergüldet, einmal wieder schämt und verhüllt! Als schrieben Wolken und Sonne die Geschichte Wiens! Nun sehen Sie aber doch nur schärfer hinüber, nach dem gotischen Wehrturm des Klosters, dort auf der alten Dominikanerbastei. Er war seinerzeit errichtet gegen Hungarn, Türken, Kurutzen und sonst so was Reitendes, Brennendes, stupid Mordendes. Man hat als höchste Zier obendrauf die Jungfrau Maria getan, umgeben von einer echt dukatenblattgoldenen Aureole,

die nicht wenig gekostet haben mag. Die Jungfrau ist mit der ganzen Farbenfreude des fünfzehnten Jahrhunderts koloriert. Und wie sie Farbe hält! Sehen Sie, ah, sehen Sie doch nur, wie sie jetzt aufleuchtet, der allerliebste aller Fetische! Das Rot, das Blau können Sie bis hierher sehen und erst das verrückt aufstrahlende Gold! Die ganze Aureole brennt auf wie ein Liebesblick! O, sie hat auch ihre Launen, die Jungfrau der Dominikaner! Jetzt zieht sie wieder gekränkt die Brauen zusammen und zieht all ihre Farben ein, vielleicht, weil ich das gesagt habe. Vielleicht, weil sie bei den Wolken aus der Gnade gekommen ist und der Adler auf Sankt Stephan wieder aufkollert. Da sie sich also eingehüllt hat, die Besungene, so will ich Ihnen auch sagen, daß sie noch einen großen goldenen Rosenkranz um den Leib hat! Einen Rosenkranz, den man bekanntlich nur zu ihr betet!" Und ganz leis und geheimnisvoll sagte er: „So scheint sie also manchmal zu sich selber zu beten."

Mein Vater lachte über diese seine Tollheiten auf, aber Holl fuhr fort: „Liebster Herr Baron, mir fällt's gar nicht ein, zu spotten oder zu lästern! Haben Sie es niemals erlebt, daß man manchmal zu sich selber beten kann? Vor Freude und Dankbarkeit! Oder vor Verzweiflung, um anzurufen, was man einstmals war? Und was

von beidem wünschten Sie denn mir, falls ich einmal zu mir selber beten müßte?“

„Werden Sie nun bald ausgeschwätzt haben?“ fragte mein Vater lachend, aber etwas ungeduldig. Da nun, in diesem Augenblick hat es geklingelt und es ist der Briefträger gekommen. Wir haben ihn draußen an der Tür schimpfen gehört über die sechs Treppen.

„Ich bekomme Briefe ebenso ungern, wie Sie Treppen klettern,“ hörten wir Holl noch sagen. „Wir tun beide eine harte Pflicht, das sage ich Ihnen. Sie, weil Sie sie bringen, ich, weil ich sie lese.“ Und damit kam er wieder herein, bat um Erlaubnis, den Brief zu öffnen, weil er sonst Leibschneiden bekäme, solange er über einen neuen Trick der Menschen nur in verschreckter Ahnung, anstatt in Klarheit sein müsse. Und er las.

Der Brief aber war es, der alles entschieden hat.

Holl las lange: zweimal oder dreimal. Immer wieder bat er um Vergebung und sagte: „Sehen Sie sich doch das wechselvolle Madonnchen drüben immer wieder an; sehen Sie sich die Turmspitzen an und die Wolken, bitte! Ich habe da was Absonderliches erhalten und nun fange ich an, zu wissen, was ich bin und was ich soll. Es ist wunderlich, daß gerade Sie beide hier oben sind und daß ich beinahe vor einer Entscheidung gestanden hätte.“

Endlich reichte er meinem Vater den Brief hin: „Ich lerne mich aus ihm heute selber kennen. Lesen Sie und fragen Sie, wenn Sie nicht sogleich verstehen — fragen Sie mich nur aus!"

Nun, mein Freund: Der Brief damals war das kühle Gekritzel irgendeines Bürgermeisters aus der Heimatgemeinde des Holl. Der teilte ihm mit, daß von seinen Anverwandten, wie er ganz richtig vermute, niemand mehr lebe. Sein Vater hätte zwei Schwestern gehabt. Beide wären jung gestorben. Sodann zwei Brüder. Der eine wäre in Amerika verschollen. Und nun, der andere! Ich entsinne mich gut der Worte über den anderen. Holl hat sie uns dreimal dringlich vorgelesen, damit wir endlich begreifen möchten.

„Der jüngere, Anton, war ein überall beliebter, wiewohl heftiger Mensch, der es nirgends lange aushielt. Ein Landstreicher, der mehrere Male wegen Raufhändeln anher schubiert werden mußte; sonst aber nichts vorzuwerfen. Er ist zu Beginn dieses Jahres in Traunstein, einem Dorfe in Oberösterreich, gestorben."

„Und das hab' ich geahnt," sagte Holl langsam. „Immer hab' ich gefühlt, daß allerverwandtestes Blut noch lebe! Ich hab' es zwar nur in der Form des Traumes erlebt; aber eines immer wiederkehrenden Traumes: Es wäre

gar nicht wahr, daß mein Vater tot wäre. Er lebe noch, triebe sich aber immer irgendwo herum, wohin ich niemals gelangen könnte. Manchmal sah ich ihn im Irrenhause, wo er mich aber ganz ruhig und vernünftig empfängt und milde bleibt, wenn ich mich am Halse des Endlichgefundenen ausweine. Manchmal geh' ich mit ihm über lichte und völlig freie Höhen. Nie ist er böse mit mir. Und da hat nun einer seines nächsten, meines nächsten Blutes gelebt, bis vor wenigen Monaten, und ich habe es nicht gewußt, ich habe ihm nicht helfen dürfen; dem stolzen Schweigenden, der doch wissen mußte, daß ich noch auf dieser Erde lebte! Wir beiden letzten! Was hätte ich ihn ausfragen können! Wie hätte ich seine letzten Lebensjahre verklären können, weil ich allein ihn nie von der Landstraße abgehalten hätte! Und nun ist er fort, der so nahe war! Mein alter, gütiger Freund; nun muß wohl ich selber hinaus auf die Landstraße."

„Was fällt Ihnen da ein," zürnte mein Vater. Er aber sagte: „Onkel Anton hat mich mein eigenes Blut erkennen lassen. Ich hätte ihn suchen sollen; dann wäre ich vielleicht durch sein Beispiel gewarnt worden. Jetzt, da ich ihn einsam sterben ließ, muß ich ihm nach, wohin immer er will. Was er mir nicht erzählen konnte, muß mir nun die Landstraße erzählen. Ich gehöre nirgends hin,

— denn ich glaube weder an Familie noch Volk. Das weiß ich seit diesem Augenblicke."

„Sie, Holl," sagte mein Vater; „ich sehe ein, daß Ihr lebhaftes Blut durch einen solchen Sirenentag wie der heutige es ist, verrückt werden kann. Und nun ist gar dieser unglückliche Brief dazwischen gekommen. Ich möchte Sie aber im Interesse der Achtung, die ich sowie andere gern vor Ihnen bewahren würden, aufmerksam machen, daß die Landstraße das Heim aller jener ist, welche kein nützliches Mitglied". — Weißt du, ich schämte mich beinahe der Phrase, die mein guter und sehr anständig erzogener Vater da sagen wollte, und es war mir ganz lieb, daß Holl ihm dazwischen kam mit den Worten: „Kein nützliches Mitglied einer Wolfsherde ist, die, endlos groß und endlos verlogen, milliardenfach schlimmer ist, als Wölfe! Was zählen Sie mir für nützliche Mitglieder auf? Newton? Dann ja. Denn er ist den Gesetzen Gottes nachgegangen, so gut wir Ärmsten es können mit unserer höheren Mathematik! Aber etwa einen Seidefabrikanten? Obwohl er sechshundert Arbeiter „beschäftigt"? Der dem Luxus, der Putzsucht und der schamlosen Gedankenlosigkeit der Weibstierchen dient? Oder einen Bierbrauer? Schnapsbrenner? Journalisten? Die alles zu Gift machen, was rein und klar ist

und alles in die Seelen schmuggeln, was dunkel mißgeboren und hundertfältig elend ist, wie sie selber? Sorgen Sie nicht. Ich werde nicht Nehmender sein dort auf der Landstraße, sondern Gebender. Um das in Ihre Sprache zu übersetzen, nicht Konsument, sondern Produzent. Ich werde produzieren, was die Menschen am tiefsten suchen und brauchen, und was sie am wenigsten verstehen, wenn es ihnen geboten wird. Was sie also am geringsten honorieren: Die Freude!"

Alle Einwände meines Vaters, der über die ungewohnte Heftigkeit unseres Freundes nun doch etwas erschrocken war, prallten ab; Holl zeigte zum Fenster hinaus. „Und wenn es nur einen Tag gäbe im Leben und er wäre wie dieser, ich würde lieber eine Eintagsfliege sein, als irgendein Verwaltungsrat! Jeder Wirtshausgeiger gibt mehr, als so einer, denn er gibt jenen, welche das holde Leben vergessen haben, doch einen Augenblick des unbeschreiblichen Rausches der spielenden Mücken zurück! Ich will nicht besser und nicht schlechter sein als die Weintraube. Wer von meinem Dasein eine Vergiftung davonträgt und einen Katzenjammer, der wird selber schuld bleiben. Aber da ich in mir habe, was keiner in sich trägt, die Beflügeltheit, ja, die Freude, so wär' ich ein Dieb an

allen anderen und an mir selber, wenn ich nicht ins lichte Land hinausginge und lebte, wie allein ich leben muß. Fräulein Christel," sagte er noch; „daß Sie einen unnützen Freund gehabt haben, wird Ihnen der Vater oft und gescheit genug beweisen. Daß Sie mir nachfolgen sollten in diese Vagabondage, das wäre keines Weibes Sache; ein rechtes Weib würde dabei verzweifeln. Es ist Heimat und Erde, das echte Weib! Aber daß Sie einen Strom frischer Luft von mir annehmen sollen, so oft wir uns ferner begegnen, das kann ich Ihnen abverlangen."

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, da mein Vater sich kopfschüttelnd und mehr traurig als zornig zum Gehen wandte. Darum sagte ich bloß: „Leben Sie so wohl, als Sie immer können".

Frau Christel schwieg. Gramschitz fragte: „Und er, was hat er darauf gesagt?"

„Nichts mehr. Er hat mir nur sehr heftig pressend und lange, als wollte er sich noch einmal an etwas zurückhalten, die Hand gedrückt."

„Hättest du damals gerne gesagt: Ich gehe mit Ihnen?"

„O ja. Aber ich wußte es so gut wie er, daß wir dann beide unglücklich gewesen wären..."

„Und was hat dein Vater noch gesagt?"

„O, du weißt, wie gescheit mein Vater war. Als wie die vielen Treppen herunterschritten, ich war halb bewußtlos und wußte nicht, ob ich gehoben oder zerschmettert wäre, da sagte er bloß: „Den geben wir jetzt auf, mein tapferes Mädel. Er ist unreparierbar, denn jetzt hat er eine Fahne. Ein Ideal. Das ist immer ein Ding, wovon man keine Ahnung hat, daß es bloß ein bemalter und voranflatternder Fetzen ist, für was man stirbt. Dieser Onkel Anton ist mir recht in die Quere gekommen."

„Du weißt, ich habe meinen Vater angebetet und er hat es verdient. Ich habe also die Zähne zusammengebissen und es ist ja gegangen. Und dann bist du gekommen; nach vielen, vielen, die ich kaum anhören mochte, schon beim ersten Wort kaum anhören und ansehen. Du bist gerecht, treu, klug, hilfreich, verstehend, mitleidig sogar — und sonst noch alles, was anderen Frauen mehr gefällt, als das, was ich jetzt von dir gesagt habe. Vor allem perfekt im Äußern. Und dazu gehört immerhin schon etwas, für jene, welche innen nichts haben! Für jene, die dich anbeten, meine ich..."

„Du bist also eifersüchtig?" fragte Gramschitz.

„Nein. So wenig wie du, wenn ich dich fragen würde: Darf ich wenigstens Briefe mit Holl wechseln?"

„Du bist eine kluge Frau und hast mir im vorhinein die Waffen aus der Hand gewunden. Briefe mit einem Beichtvater wechseln kannst du, ohne daß ich sie kennen muß. Werden sie dir aber teurer als die deines Mannes, so gibst du sie mir, damit ich eben daraus lerne, wie ich selber werden soll, oder wenigstens, um zu lernen, wie ich hätte sein sollen, um dir zu gefallen.“

Frau Christel sah ihren Mann ernsthaft an. „Als es gestern so trostlos regnete, dachte ich nicht, daß du mich weiter hier halten könntest.“

„Es kommt darauf an, in welchem Wetter und zu welcher Stunde der andere kommt. Gilt's?“ sagte er zuversichtlich.

Immer noch fragte die Frau an seinen Augen und seinen Zügen umher, bis sie endlich sagen konnte: „Das scheint mir doch ein ehrlicher Pakt? Nicht wahr? Es gilt also.“

Gleich danach kam der Verwalter mit Lohnforderungen der Arbeiter; später kündigte das Stubenmädchen und beide dachten inmitten der vielen Quengeleien nicht mehr an den Landstreicher.

Abends aber, als Gramschitz weggeritten war und die junge Frau ihre Bittgesuche an die Stellenvermittlung fertiggeschrieben hatte, die ihr neue Hauskräfte verschaffen sollten, warf sie den müden Kopf in die Hände und dachte an ein

Wort Holls vor langer Zeit, das sie erst jetzt völlig verstand:

„Mädel! Ich bin im tiefsten bürgerlich und gehöre zur Erde! Daß ich ein Landstreicher werden muß und niemals heiraten kann, kommt daher, weil die Menschen, sobald sie einen Haushalt gründen, zugleich die größte Schusterei anstellen, die man an denen begehen kann, welche man liebt: Fremde dazurufen! Ein Haushalt muß sein: zwei Zimmer und zwei Menschen, die alles allein arbeiten. Solange das nicht wieder errungen ist für unser Volk — gehe ich auf die Landstraße."

Er hatte damals auf Antwort gewartet. Sie aber hatte den großen Betrieb verteidigt. Jetzt saß sie ja auf ihrem großen Schlosse; — aber Holls Zeit war gekommen. Wer selber gern die Hände rührte, schickte anno Zwanzig die entfesselte Genossenmasse zu denen, die ihrer bedurften, und arbeitete endlich wieder selber. Sie aber mußte jetzt für Gramschitz statt für Holl demütige Briefe schreiben, um für den hochgemut herrschaftlichen Betrieb neue Hausfeinde zu werben. Sie schloß die Augen und bildete sich ein, für den Nievergessenen auf feuchter Diele zu knien und den Boden zu scheuern. Und sie lächelte vor Glück und Heimweh in ihrem kleinen, dummen Traum. — — — — —

Holl aber wanderte nach Süden. Er hatte nichts in sich als: „Fort von diesem Elendsvolke. Du gehörst nicht zu ihm. Du gehörst zu Baum, Vogel und Eidechse mehr als zu diesen Blinden und Toten, die täglich neu sterben, statt täglich neu ewig zu sein. Was für eine Verödung der Seelen gehört dazu, um an einer vernichteten Industrie sterben zu müssen! Fort! fort! Du bist kein Deutscher, du bist kein Österreicher, du bist bloß mehr ein Vogel, der wandert."

Und wie ein solcher wurde er überall empfunden und begrüßt. Wie die Frauen ihn aufnahmen, soll verschwiegen sein, wie aber selbst auf die einsamsten, absagendsten Männer die Strahlenbündel seiner Kummerlosigkeit fielen, das erlebte er am Tor des Südens.

Die Bora fuhr über den Karst: Todeskälte fauchte über alle Dolinen dahin und hinab ins Meer, das türkisblau geworden war, bis ins Grünliche. Die Adria, sonst lasurfarbenes Feuer, sogar in der Ferne gleich brennendem Schwefel, sah in diesem Kleide völlig erschrocken aus und war weder empört noch zerwühlt, sondern bloß wie die Haut eines entsetzten Tieres gesträubt. Wie eine ungeheure Feile

zog es sich über sie hin: Alles gleichmäßig aufgerauht, alles greller Stahl.

Holl war in eine der Steinhütten geflüchtet, die leer stand, aber Bewohntheit aussagte; denn über dem offenen Herde hing der Kupferkessel, und einfacher Hausrat lag und stand umher. Es war niemand in der Nähe. So fachte er selber ein Feuer an und setzte sich dann in die Tür, die nach Süden auf das Meer hinausging und völlig unter Windschutz lag. Tief unten sträubte sich das Meer unter den fauchenden Windfächern immer aufs neue und Holl zählte in gedankenlosem Behagen, wie lange die Bora nun wohl brauchte, um bis zu diesem Vorgebirge, bis zu jenem Kalkfelsen zu kommen. Rasend schnell war das alles von ihr erreicht.

Die Sonne durchrann und überküßte ihn wie ein liebstes Kind. Er fühlte, wie seine Haut unter ihrem Mittagsblick erschauerte und sagte: „Das Meer." — „Südsonne."

Seit sieben Jahren hatte er kein Meer gesehen, aber beständig hatte das Südweh in ihm gebrannt; vielleicht die deutscheste der Krankheiten. Ist es das, weil soviel Erinnerungen, seit den Cimbern, für uns dort unten alle Trümmer überblühen? In immer neuen Stößen brandet das deutsche Blut dort hinunter; vor dem Kriege sogar in den lächerlichen

Wellen, welche um jedes Osterfest herum deutsche Baedekerherden nach Rom trieb. Die wollten alle dort nachfühlen, was ja doch nur Könige und Dichter zu fühlen verstanden. Denn zuerst trieb Alarich seine Goten dort hinunter, dann Friedrich seine Schwaben und ganz zuletzt erst Goethe seine Philister. Sie alle aber vermeinten, zu ihrer Zeit, dort käme Menschentum in ihr Blut. Als ob Menschentum jemals in irgendeinem Volke gesessen hätte. Die beiläufig wie Menschen Aussehenden kamen und fluteten ab; unerlösbar durch Sonne, Ruinen, Gesang und Bild. Das Menschentum blieb bei den einzelnen, die weder Deutsche noch Franzosen zu sein vermögen, noch sonst irgendeine Familie ausschreien müssen.

Holl dehnte sich. Es war Sonne, es war Sturm, es war das in sieben Jahren träumend herbeigelittene Meer da. Sich strecken, sich betend fühlen, sich erleben, mit dem Worte: „Endlich! Endlich! Das Meer! Warum tötet das Glück nicht? Warum sind wir verflucht, weiterleben zu müssen, wenn uns dieses Hingeworfensein eines Augenblicks, der Ewigkeit bedeutet, durchschauert?“

Solchen Gedanken war Holl dahingegeben, als er Schritte hörte, die um das Hütteneck herumkamen; denn früher verwehte jeder Laut in dem grauenhaft großen, und jetzt, im schützenden

Sonnenscheine süßen Brausen der Bora. Der Träumende hob den Kopf und sah, daß er mitten in einem Kreise sich sonnender Hühner saß, die wie er die Leeseite und die Wärme gesucht hatten und wie er still aufnahmen und genossen, gleich Pflanzen. Er rührte sich nicht, als ein Mann vor ihn hintrat und sagte:

„Eh: un ospedante?"

„Bitte, geh' aus der Sonne," erwiderte Holl sanft.

„O, das ist ja ein Deutscher!" rief der Neue vor ihm und sah ihn belustigt an. „Was machen Sie denn hier? übrigens schön Dank, daß Sie mir mein Feuer angezündet haben. Ich bin durchgefroren wie ein Schlittschuhriemen." Und er ging in sein kleines Steinhaus hinein, wo er einen mächtigen Pack abwarf, den er getragen hatte. Dann kam er wieder heraus: „Gefällt's Ihnen am Ende hier?"

„O wie sehr," sagte Holl freundlich. „Ich könnte mit Ihnen auch italienisch reden, wenn Sie wollen."

„Bleiben wir bei unserer Muttersprache," sagte der Mann, der ihn mit klugen und scharfen Augen abzuprüfen schien. . . „Was außer der Bora weht denn Sie her?"

„Ich habe sieben Jahre lang den Süden nicht mehr erlebt," sagte Holl, „und ich gehe

jetzt zu Fuß, vom Waldviertel an der böhmischen Grenze, bis hierher, um ihn mir endlich zu verdienen."

„Soso! Ja. Jetzt werden überhaupt nur solche Deutsche mehr zu uns herunter können, die zu Fuß gehen mögen und mehr Zeit als Geld haben. Denn mit Geld allein kommt man nicht mehr weit dort oben; und das ist gut."

„Es hätte niemals anders sein dürfen," sagte Holl. „Goethe wäre auch zu Fuß gegangen, wenn er's nicht anders hätte erlangen können."

„Soso, Goethe. Da sind sie ja wohl ein gebildeter Herr?"

„Ich bin kein Herr. Ich bin ein Mensch, der, seitdem er anfängt, alt zu werden, daran denkt, daß es etwas gibt, wozu wir auf diese Erde gestellt sein könnten; und dieses etwas heißt: Leben."

„Leben? Tun wir doch alle."

„Tun wir? Tut ein Rad es, das rollt? Tut es eine Maschine, die treibt? Tut es ein Mensch, der majorisiert ist?"

„Na, hören Sie, das gefällt mir; — weil ich's verstehe. Bleiben Sie bei mir, solange dieser Schuft von Wind alles umbringt."

„Gern: Ich werde Sie wenig erleichtern, denn ich bin ein schwacher Esser und werde Sie

wenig stören, denn ich rede nur, wenn man es will."

„Teixel, ich will aber! Ich bin da heroben einsam, wie ein Hahn auf der Turmspitze, und was mir früher an Gequatsch zuviel war, von dem ist mir jetzt zu wenig gegönnt. Erzählen Sie mir, dann soll's Ihnen gut gehen. Denken Sie, Sie wären mitten im zehnten Jahrhundert vor Christo und kämen zu einem antiken, aber göttlichen Sauhirten, der niemals eine Zeitung kannte. So einer, wenn man ihn nicht anlügt, ist immer dankbar."

„Aber wer sind Sie und was tun Sie denn hier?" fragte Holl, indem er sich, nun doch etwas verwundert, erhob.

„Ich bin österreichischer Fregattenkapitän gewesen und war ein ziemlich großes Tier im Kriege. Immer ganz nahe am Zentrum; sogar bei Hof, wenn ich nicht meine Blechbüchse schwimmen zu lassen hatte. Nach dem Hauptkrach ging ich hieher, weil ich in Istrien heimatszuständig bin und weil die Italiener jedem ehemaligen Feind, als ritterliche und ordentliche Kerle, dieselbe Pension geben, wie ihren eigenen Leuten."

„Sie lieben die Italiener?"

„Ich kenne sie von jung auf und nie in meinem Leben hat mir ein Italiener was Übles angetan. Sie sind überdies die einzigen, wirklich

hilfreichen und anständigen Feinde. Die Franzosen fühlen sich immer noch besiegt, weil sie die ganze Welt zu Hilfe rufen haben müssen, um die Deutschen am Ende doch nicht zu schlagen, sondern nur zu erdrosseln. Wie hysterische Weiber zetern sie vor Angst gegen den Wiederanschluß der Östreicher, weil sie sich beim bloßen Gedanken an zehn Alpenregimenter schon zittern. Die Italiener aber sind heute das, was zu sein die Franzosen sich ehedem rühmten. Klug, heiter, versöhnlich und großdenkend."

„Ich politisiere nicht gern," sagte Holl lächelnd. „Aber vielleicht geschieht es, weil sie den ärgsten Verrat der ganzen Weltgeschichte gutzumachen haben?"

„Hoho, da weiß ich doch einige Stückchen dagegen zu erzählen! Ich selber war dabei, wie man den alten Kaiser von Österreich kniefällig, buchstabengetreu knie-fällig, um eine österreichische Erzherzogin für Viktor Emanuel gebeten hat. Damals war ein vielleicht ewiger Friede zwischen dem Nebelland und dem Sonnenland möglich; in einer einzigen Hand lag er, die sich nur unter einem klugen Lächeln zu öffnen brauchte. Wissen Sie, was der alte Kaiser geantwortet hat? „Für einen Kirchenräuber haben wir keine Tochter unseres Hauses übrig." Da ging der kleine König hin, holte sich die große, gesunde und tüchtige montenegrini-

sche Bauernbraut, die ihm vielleicht ein Recken-geschlecht sichern kann, — und der unnatürliche Bund zwischen den beiden Hauptrivalen an der Adria, Südslaven und Italienern, war fertig, der Ring geschlossen. Um einer altmodischen Privatliebhaberei des in der Biedermeierzeit großgezogenen alten Herrn willen, für den allein im ganzen Staate es keine Pensionierungsgrenze gab! Der junge König machte, immer noch lammsgeduldig und versöhnlich, seinen Antrittsbesuch in Wien! Er wurde nie erwidert. Erst von da an ließ er die italienische Irredenta gewähren. Und soll ich Ihnen mehr erzählen, falls Sie geneigt sein sollten, vom italienischen Verrat Anno fünfzehn weiterzureden?"

„Sie sind in Hitze, Herr Kapitän. Ich kenne keinen Verrat und keinen Haß. Ich kenne nur ein Volk, das schön, von allen guten Geistern graziös erhalten, verbindlich, ritterlich und im übrigen so wenig ernst zu nehmen ist, wie alle vergänglichen Geschöpfe, außer vielleicht den Sternen — wegen ihrer Mathematik. Ich liebe es, ich freue mich über dieses Volk und ich bin mit meinem, immer wieder zum Schweren geneigten Blute gerne mitten darunter. Es ist, alles in allem, das schönste und beste Volk der Erde und seine vielen Bettler und Tagediebe, sogar seine Laster sind nichts

anderes, als offen gezeigte Unbekümmertheit. Oder glauben Sie, die Laster seien in England und Amerika in geringerem Verhältnis zu Hause? Da müßten wir dieses Geschlecht nicht kennen! Aber nur der Italiener ist darin aufrichtig. Und nun: Sie wohnen hier einsam und darum bleibt Ihnen vielleicht das viele Gespräch über die Menge und ihre Geschäfte lieb. Ich kann das gut verstehen. Warum sind Sie aber dann hier heraufgezogen?"

„Ich hab' mir gedacht: Nun bist du in Ruhestand versetzt, nun kannst du endlich leben wie ein griechischer Philosoph und siehst dir die Welt von oben an. Das ist ziemlich kostenlos und schön ..."

„So sind Sie vielleicht Naturforscher, nicht wahr?"

„Was in dieser Welt, wo es nichts gibt als Steine, soll ich erforschen?" lachte der alte Seeoffizier.

„Und wenn es hier nichts gäbe, als Steine (aber das ist nicht wahr): warum nicht die Steine selbst? Die Steine, die sind bloß die Chinesen des Weltreiches. Sie haben sich, nach großen Eruptionen, dahin geeinigt, möglichst langsam, vorsichtig und sparsam zu leben und sie haben um ihr Wesen eine solche Mauer, daß man immer noch glaubt, das Leben fange erst

bei dem Schlamm und den Algen an. O Herr Kapitän, was könnten Ihnen die Steine alles sein! Ihre besseren Brüder, besser als jeder Mensch; nur wenn Sie wollen und sie lieben!"

„Möglich. Einstweilen habe ich von jeder Liebe genug. Bestes Menschenkind, ich bin von einer Frau, die ich auf Händen getragen habe, senkgrubentief betrogen worden. Wie halt die Seeoffiziere das Schicksal haben, entweder Heilige oder Hündinnen als Frauen zu bekommen: — zu beiden erzieht das Fasten und Warten und Nachdenken ihrer oft jahrelangen Einsamkeit von selber. Manchmal auch Gänse! Jetzt hab' ich mich da heraufgesetzt und kann lachen; denn ich hab' mir einen guten Happen erspart, den mir die Canaille dort unten sonst abgefüchselt hätte."

„Oh, Sie haben sich bloß wieder auf ein Schiff geflüchtet," sagte Holl lachend. „Und Sie werden ausgehungert hinuntersteigen."

„Zu wem soll ich denn gehen? Vor allem, zu welchen Frauen?"

„Zu denen, die, wie ein rechter Mann bald erkennt, gar nicht daran denken, uns anzusehen; die, tief in sich versunken, ihre Straße gehen! Dieselbe Frau, die uns eitle Affen auf der Straße lächelnd ansieht, sieht auch andere Affen an. — Sie nennen sich alt und strotzen vor Widerstandskraft. Ist denn Defensive Alter? Gut,

Sie wollen es mit den jungen Kerlen im Schiebergürtel nicht aufnehmen. Suchen Sie doch nach der Frau, die das auch nicht will. Es ist ein köstliches Suchen, das; — und wenn es Jahre dauerte! Es gibt keinen rechten und wertvollen Mann, der nicht eine wertvolle und sogar schöne Frau fände, und wäre er noch so alt; wenn er nur will! Suchen, warten, sich auf sie bereiten! Das „Wesen" ist am Menschen das Unsterbliche, Herr Kapitän, das wissen Sie so gut wie ich. Bloß die kein „Wesen" haben, suchen es wegzulachen. Die Frauen lassen sich nicht lange Zeit was weglachen. Dort unten liegt Ihre weißsteinerne Stadt und leuchtet im Sonnenschein. Sie gehören nicht herauf, Herr Kapitän, solange Sie nicht achtzig — oder Naturforscher sind. Kommen Sie mit mir. Ich bin zwar auf dem Wege nach Rom, aber ein paar Stunden werden wir uns dort unten schon verstehen. Ich esse nie was anderes, als eine Polenta al sugo oder Spaghetti oder sonst etwas, das nichts kostet; ich werde Sie in keine bösen Lokale verführen und vielleicht werden wir bloß auf der Straße essen wie Arbeiter; was das schönste ist. Aber Sie müssen dort unten noch was gewinnen; sonst verlieren Sie sich hier oben selber."

„Mensch, Sie könnten einem Freude zum

Leben machen. Was wollen Sie denn auf dieser Welt?"

„Die Moral vergessen, die nur auf dem Papier steht und nirgends grünt, die nie anders gedeiht, als wie ein Schimmelpilz auf völlig dürrem Menschenholze. Leben, wie Gott mich hergesetzt hat, aber zu niemands Schaden und jedermanns Freude. Die Moral vergessen, weil die Menschen sich selber vergaßen."

„Sagen Sie das einem Deutschen!"

„Wenn mich ein solcher aufhält, dann erzähle ich ihm stets folgendes Erlebnis: Ich war einmal auf der Wartburg. Da kam, wie eine gespenstige Karikatur des Pilgerzuges aus dem Tannhäuser, eine Reihe von Halblebewesen den Bergweg herauf und sah sich Burg und Sängersaal und Lutherstube und Ferne an. Immer zwei und zwei; das eine als Männlein, das andere als Weiblein zu bezeichnen, wenn man gutmütig genug dazu war. Alle trugen eine weiße Blume; im Knopfloch oder an der Stelle, wo sonst die Frauen ihre Kinder nähren sollen. Ich stand tief betroffen. Niemals früher habe ich eine so vollständige Sammlung von Knickereien und Ersparnissen der Natur gesehen! Hohle Schultern, frühzeitig angegreiste Gesichter, matte Augen, matte Bewegungen, matte Haut, schwaches und graues Leben, so zog es vorbei, — Hunderte von Wesen!

„Was ist das? Was kann das sein?“ frage ich den Kastellan.

„O, das sind die vereinigten herzogtümlich-sächsischen Tugendbünde.“

„Da, mein Kapitän, ist mir etwas vom Wesen der Tugendschreierei aufgegangen. Niemals war ein Vollmensch, sei es Rembrandt oder Giorgione, Goethe oder Lord Byron, Gobineau oder Karl Ludwig Schleich tugendhaft im fordernden und fastenden Sinne des kategorischen Imperativs. Wohl aber der schwindsüchtige Spinoza und — ich will die Reihe verstaubter Erscheinungen nicht so endlos machen, wie jene auf der Wartburg war. Ich bin überzeugt, daß, wenige Menschen abgerechnet, in den altchristlichen Katakomben dieselbe Versammlung von Dürftigkeit zu sehen war. Was Muskelfleisch und pralle Haut, was leuchtend frohe Augen und aufrechte Köpfe hatte, das fehlte. Sie sollen ihren Trost haben! Sie sollen seelisch so leuchtend sein, wie ein gesunder Mensch es körperlich ist; aber sie sollen uns in Ruhe lassen, die wir das Leben wie eine bekränzte, volle Goldschale in Händen tragen! Denken Sie an des alten Björnstjerne Björnsons aufrauschendes Blut! „Wenn der junge Wein blüht.“ Bleiben Sie nicht hier oben in den Dolinen und Steinhalden. Es ist wunderbar hier für gerettete Sehnsuchtsstunden voll Einsamkeitswonne! Es ist tötend

für jeden, der bleibt! Gehen Sie heute noch hinunter und irgendwo, dahin die Bora nicht kann, wohl aber die Sonne, wie hier vor Ihrer Hütte, bleiben Sie stehen und sehen Sie sich die Frauen an! Sie sind ein stämmiger Mann. Sie können nicht ohne Sinnenfreude sein. Die Lebensstunde, sag' ich Ihnen, ist verloren, in der man nicht liebt oder wieder geliebt wird!"

„Kommen Sie mit?" fragte der rasch entschlußfähige Kapitän.

„Aber ja," lachte Holl.

Da nahm der Kapitän eine Schaufel und schüttete Sand über das Feuer, steckte ein paar Kleinigkeiten flüchtig ein, bot Holl den Vortritt aus der Hütte und schloß, knacks und resolut, die wacklige Tür hinter beiden ab. Anwankend gegen die heulende Bora, dann wieder, wenn sich der Weg in seinen Windungen gegen Südwesten bog, von ihr getrieben und geschupft, stiegen sie nach der weißgelben Stadt am Meere hinunter.

„Sie, ich freu' mich," sagte der Kapitän und gab Holl einen seemännischen Rippenstoß.

Holl lachte leise.

„Es ist mein Beruf," sagte er. „Um Freude zu bringen, bin ich in diese Welt gestellt worden."

„Sie müssen wahnsinnig glücklich sein."

„Ich bin glücklich, weil mir immer zum Glück das Letzte fehlt — die Erfüllung. Ich

habe zwei Leidenschaften, die mein ganzes Wesen beherrschen, und keine von beiden kann sich erfüllen. Die eine gehört meinem graziösen und unbrauchbaren Volke und seiner Scholle. Ich sehne mich, es glücklich zu sehen und unter ihm auf eigenem Grunde zu leben; der Gedanke an die österreichische Gartenbruderschaft ist mein verlornes, mein nie zu gewinnendes Paradies: die bloße Vorstellung davon sträubt mir in schauernder Wonne die Haut! Meine andere Leidenschaft ist die Hausfrau für das Hüttchen, von dem ich auf den Landstraßen träume. Sie ist da und sie ist unsäglich milde, gut und schön und liebt mich. Aber sie ist dazu verdammt, reich zu sein und gebunden. So wie ich verdammt bin, volksfremd, ja verzweifelnd an meinem Stamme auf der Landstraße zu ziehen, ein wurzelloses Menschenkind voll Sehnsucht und ohne ein anderes Heim, als sein fröhliches Herz. Nichts hat mir das Leben gelassen als dieses, und es ersetzt mir Häuschen, Garten, Frau und Volk. Und wenn mir wer sagt, der Östreicher gehe zugrunde, so lache ich und sage: ‚Nein; denn hier bin ja ich.' Es kann kommen, daß, so wie früher der wandernde Hausierer Gottscheer hieß, fortan der heimatfremde Kaschemmenkaufmann Östreicher heißen wird. Aber er wird beliebt sein und zu meinem Andenken überallhin die Freude tragen. So weit

will ich's bringen." — — Drunten in der Stadt wollte der Seemann um keinen Preis von seinem neuen Bekannten lassen. Er erfuhr wohl, daß Holl schon am Abend mit dem Schiff nach Ancona abgehen mußte, wollte ihn aber wenigstens bis dahin bei sich behalten. Holl nahm seine Einladung zum Mittagessen in einer kleinen Osteria an und hier war er nicht zu vermögen, etwas anderes als eine Polenta al sugo zu essen, die nur wenige Centesimi kostete. Ein Glas Wein tränke er immer gerne mit, aber sich anessen, das verdürbe ihm den Tag, die körperliche Leichtigkeit und damit die Quickheit seines Wesens. Der Kapitän war ergriffen, als er die Rührung und Dankbarkeit sah, mit der Holl seine Polenta in Empfang und in Besitz nahm. Dieser Mensch konnte sich freuen, wie ein mit Wurst beschenktes Hündlein, nur daß er achtsamer, zierlicher und bedächtiger zu essen wußte.

„Ich genieße hier nicht einen Maisbrei, sondern den ersten Süden," sagte er mit glücklichen Augen zum Kapitän, den er bat, die zweite Flasche Wein von ihm anzunehmen. „Es gibt nichts, was dieses Lebens unwerter wäre, als die Minute nicht ergreifen und durchdringend zu empfinden; besonders die glückliche Minute. Wer das noch nicht kann, aus dem Augenblick

soviel Regenbogenpracht herauslocken, wie jeder Sonnenstrahl es mit den stäubenden Wassertröpfchen lehrt, der hat nie leben gelernt. Dieses Glas Karstwein, dieses erste südliche Feuer, auf das Wohl eines besinnlich frohen Lebens, Herr Kapitän, und auf daß Sie geliebt werden — soviel, daß es Ihnen nicht lästig wird! Was eine traurige Sache ist; denn wir müssen bei jeglicher Liebe im Tiefsten empfinden: Herr, ich bin nicht würdig.“

„Heut abends such' ich mir so was,“ sagte der Kapitän behaglich schmunzelnd.

„Suchen Sie, ja! Aber finden Sie nicht! Nehmen Sie sich vor, auszuwählen und zu prüfen, drei Jahre lang! Und nur, wenn Sie gar nicht mehr anders können, dann halten Sie sich an dasjenige Menschenkind, an das man sich selber verlieren muß! Nicht heut in der Bonavia, liebster Kapitän, und nicht morgen im Speisesaal der Aquila nera! Aufbewahren wie ein köstliches Geheimnis sollen Sie Ihr Warten und Ihre Sehnsucht und es um nichts in der Welt hergeben, als dann erst, wenn Sie ihr ganzes Leben „an sie“ verloren fühlen!“

„Sagen Sie mir einmal, wie machen denn Sie's? Ihnen müssen doch alle Herzen entgegenfliegen, und wird's Ihnen nicht zuviel? Denn,

wenn Sie mit Ihren Dreißig auch noch so frisch sein mögen. —"

„Ich bin älter," sagte Holl.

Der Kapitän fand dasselbe Wort wie vor einer Woche am Beginne von Holls Wanderschaft der Rittmeister: „Sakrament, das Rezept müssen Sie mir geben!"

„Es heißt nichts anders, als „die Freude". Sich über alles freuen können wie ein Kind; immer alles als zum ersten Male empfinden. Freude, Mäßigkeit und Ruh' empfiehlt schon der alte Logau als einziges Gesundheitsmittel. Ich esse wenig, aber mit einem starken Glücksgefühl dabei. Ich nehme von den Frauen nur, wo ich mich ihnen selber dafür schenken kann und ich schlafe, so oft ich Freude am Schlaf empfinde. Bei einem Beamtendasein ginge das nun wohl nicht so gut; es ginge aber auch da annähernd. Ich aber habe mir vorgenommen, so zu leben, als wäre ich mit dem Paßvisum Gottes allein, und ohne alle andere Morallehre, auf die Welt gesetzt worden. Möglichst viel Behagen verbreiten und möglichst wenig Schaden stiften, wozu auch gehören würde, daß ich jemals auf Unkosten anderer Leute lebte. Ich werde mir in Rom mein bißchen Geld durch Geigenspielen in Kinos und Variétés verdienen und ich werde dabei Gedanken haben über das Elend der Deutschen.

Diese Gedanken werde ich an deutsche und amerikanische Blätter senden, und so lebe ich, so bleibt mir immer viel mehr, als ich verzehren mag, und überall habe ich eine Art Guthaben; freilich nicht bei einer Bank."

„Wie dann?"

„Ich habe beinahe soviel Nester wie ein Eichhorn. Ich habe ein Dachzimmer samt kleiner Küche, die mir als Bad und Ankleideraum dient, in Wien; ich habe in den steirischen Weingärten nahe dem Bergwalde ein zweites Kämmerchen und ich habe in Rom ein ebenso kleines. Überall habe ich einen guten, dunklen Anzug liegen und einen schlechteren für Ausflug, Straße, böses Wetter und Strapaze. Überall ein paar Hemden, die ich, wie meine Strümpfe, selber flicke, wasche und plätte. Ich gehe dahin, frei wie der Wind und brauche keinen Koffer und die Vermögensanlage, die in diesen kleinen Zimmern und diesen paar Stücken Kleidung und Wäsche lag, war nicht groß. Jeder kann sich das auch heute noch auf seine Weise erarbeiten. So ziehe ich den Vögeln nach: Im Frühling in die Blütenhügel, im Herbste in die Weingärten, bei rauhem Wetter in die Stadt, im Winter der römischen Sonne nach. Ich friere auch da unten nicht, weil mein Zimmer, das niedrig und klein ist, einen guten Ofen hat, den ich selber setzen

ließ. Er ist wie ein alter Kamin, nur praktischer. So gehe ich dahin, wie die Wolken, frage nicht, wann ich sterben muß und wo, denn Sterben, das ist mir längst eine Auflösung in liebvertraute Urdinge. Erkranken kann ich kaum. Geschieht's? Mir ist das Spital bei meiner Menschenfreude und Heiterkeit nicht was Bangemachendes: Ich weiß, bald brauchen mich dort Arzt, Kranke und Schwestern mehr, als ich sie. Und sehen Sie, ich staune, daß ich der einzige bin, der so über die Erde dahinstreicht und sich des Lebens freut."

„Gibt es nicht auch trübe Stunden?" fragte der Kapitän nachdenklich.

„O ja; aber den meisten kann man einfach davongehen, selbst wenn der Regen draußen alles heimtreiben wollte. Immer gibt es einen, der noch trauriger sein könnte, als ich selber und zu dem gehe ich. So oft ich einen Menschen sehe, muß ich froh sein und lachen, weil ich fühle, ich kann ihm vielleicht was sein — auch wenn ich mir grade selber nichts bin. Und muß ich einmal ja in meiner Stube allein meine Schwermut verkauen, dann ist sie mir eben recht, wie sie ist. Ich halte mir dann oft vor, wie sehr ich gegen alles von so vielen Philosophie- und Moralprofessoren aufgestellte Pflichtgesetz sündige; als unnützer Staatsbürger, als Verlacher des natio-

nalen Spektakels. Und da ist auch gleich wieder die Freude da, daß ich bin, wie ich bin."

„Ich komm' Ihnen vielleicht noch nach Rom nach," sagte der Kapitän mit einem herzlichen Schlage auf die Schulter des Holl. „Wo haben Sie dort Ihre Bude?"

„Im Vicolo Alibert, gleich bei der Via Babuino, nahe der Piazza del Popolo. Fragen Sie nur einen Gassenjungen nach dem Signor Enrico."

„Glaub's, daß Sie dort alles kennt," murmelte der Kapitän. „Ich werd' vielleicht noch bei Ihnen Stunden nehmen.

„Da sind wir beim Schiff. Ich bin sonst ein mißtrauischer und menschenscheuer Kerl; nehmen Sie also als Kompliment, wenn ich Sie bitte, daß diese Begegnung nicht die letzte gewesen sein soll!"

Er begleitete Holl an Bord und half ihm, nachdem er sich dem Kapitän als Kamerad vorgestellt hatte, einen erträglichen Platz im Zwischendeck herrichten. Als dann das schwarze Schiff in die aufgewühlte und heulende Adria hinausfuhr, sah er noch lange in die Nacht der Wellen, ehe ihn die Bora vertrieb.

„Was ist das nur für ein Mensch!

„Ich bin gewiß, alles hängt sich an ihn und ich fürchte, er ist einer von denen, die zehnmal

mehr Liebe einnehmen als ausgeben. Kommt, gewinnt mein Herz und geht freundlich davon, um mich vielleicht jetzt schon, mit einem behaglich ermüdeten „Ah“, abgetan zu haben. Und ich alter Kerl möchte ihm nachgehen bis an irgendein Ende der Welt.

„Warum möchte ich ihm nachgehen? Weil er glücklich ist. Das heißt, ich möcht' es ihm abspitzen. Bin also ich der Egoist oder er? Und vielleicht ist er bloß so lässig in neugewonnenen Freundschaften, weil er längst weiß, daß niemand ihm wirklich was ablernen und verdanken kann. Und daß wir alle in unserer Haut so rettungslos, so einzelwesenhaft und unabänderlich verflucht sind, wie ein Kobold in einem Eichbaum. Er sieht uns an, fühlt's, was aus uns zu machen wäre, sagt's uns — und geht. Ist unsere Zeit nicht so einen Heiland wert, der uns nur mehr, ganz kurz, das einzige Geheimnis sagt und dann geht? Soll man in uns etwa noch drängen und uns nachlaufen, damit wir werden sollen, was wir niemals werden können? Er ist sicherlich gegen alle so, daß er wie aus zufälliger Liebenswürdigkeit dort eine Goldmünze liegen läßt, wo Not herrschte: „Mach nun daraus, was du selber kannst.“

— — — — — — — — — — — — —

„Enrico, Signor Enrico!“

Das begann schon in der Via Babuino und ging fort bis in die letzte Ecke des Vicolo Alibert. Ältere Straßenjungen, Frauen, kleine Kaufleute, Mädchen, Arbeiter, alles rief dem Landstreicher wie einem Triumphator zu, umdrängte ihn, grüßte, winkte. Diese kindgebliebensten aller Menschen, dieses Volk, das so schön ist, weil es allein von allen jung zu bleiben verstand, dieses treuloseste aller Völker (das ebenso viel geliebt wird wie ein treuloser Mann), es hat manchen Deutschen dort unten, nach dem großen Völkerhasse, ebenso begrüßt.

Holl mußte eilen, daß nicht ein Straßenauflauf entstand, und in seinem kleinen Zimmerchen unterm Dach, es war vier Meter lang, dreie breit und zweiundeinhalb hoch, zeigten ihm die alten Quartierleute sein Bild, das mit einem Kränzchen umgeben war, mit einem völlig verstaubten, vielleicht fünf Jahre alten Kränzchen mit Trauerflor. Sie hatten ihn für tot gehalten und sein Andenken gefeiert, wie ein Japaner etwa den Geist eines Ahnen. Holl packte zuerst den Flor, um ihn ins

Kaminfeuer zu werfen, besann sich, küßte ihn, nahm ihn an sich, küßte der Quartiermutter die Hände und dem Padrone der Wohnung beide Wangen und dann begann des römische Ehepaar so überzeugend zu weinen, daß Holl wirklich ein Stück weit mithielt, seinen eigenen Totenkranz in wehrloser Hand gesenkt.

So mußte es sein in Italien, wo die Blumen schneller erblühen als sonst, wo das Messer, die Umarmung und die Treulosigkeit rascher und leichter ausgelöst sind, als irgendwo und wo es unter zehntausend Menschen nicht einen gibt, der aus Unversöhnlichkeit eine Ehre für sich zu machen imstande wäre, wie der Franzose tut.

So ging es dem österreichischen Ausreißer denn gut. Man brachte ihm seinen dunkelblauen, guten Dreß, der beim Schneider modernisiert worden war, gleich nachdem seine Drahtnachricht gekommen. Die Schuhe, Holls einziger Luxus, waren alle geputzt oder gedoppelt, die Beinkleider geplättet. Im kaminartigen, niedrigen Ofen, den Holl sich, gegen Überlassung der Erfindung, selber bei einem Hafner hatte brennen und aufbauen lassen, brannte ein Feuerchen von jener italienischen Art, die so karg und so schön ist. Die Scheite sind dick wie das Handgelenk eines Backfisches. Wir würden es Reisig nennen, was

da verknistert. Aber es besteht aus Lorbeer, Erdbeerstrauch, Maronenstockloden und wildem Karubenholz. In der Rinde ruhen viele antike Arome, Erinnerungen Homers und des Anakreon und des Epikur! Als er die Ofentür öffnete, um Holz nachzulegen, schlug ein solcher Weihrauch in die vorgestreckte Nase, daß er ergriffen stilleknien mußte, um ihn zu genießen, wie ein Sakrament. Schweigend sahen die Leutchen dem dankbaren Deutschen zu, rückten hier und dort etwas, dann fiel wieder einem von ihnen ein neues wichtiges Erlebnis ein. Sie liefen und brachten erst den jüngsten Bambino, dann eine Zeitung, in der was Liebes über Deutschland zu lesen stand oder auch den Vaso di Notte, der vergessen worden war. Dann erbat sich Holl, dem beide auch beim Waschen noch fernerhin kindesrein zugesehen hätten, etwas Einsamkeit und tauchte seine Gliedmaßen nacheinander in die nicht gar große Waschschüssel. Er hatte viel abzuspülen. Aber dann zog er sein bestes Kleid an und machte Besuche ringsum. Bis zum Abend brauchte er dazu und lernte wieder viel vergessenes und lebhaftes Italienisch. Abends nahm er einen verwetzten Samtanzug, der an der Kehrseite und an den Ellenbogen spiegelte, wie ein Abendsonnenfleck im Meer. Hatte er dieses Schutzmittel aller armen Maler an, dann wurde er weder

von Bettlern noch Straßenjungen gestört, die ihm sonst Sonnenuntergang, San Pietro in Vincoli, Hadriansburg und Via Appia verdarben. Im Pantheon, wohin er einmal im sauberen Reisedreß gegangen war, entging er nur durch inbrünstiges Hinknien vor der Grabtafel Raffael Santis vier zuerst respektvoll wartenden und dann untereinander beratenden Bettlern solange, bis er innerlich durchgefühlt hatte: „Wie schön ist es hier." Dann hatten sich die Bettler geeinigt, daß der betende Signor offenbar ein Bild von Raffael zu kaufen wünschte und also viel Geld haben könnte. Siebzehn Straßen weit wurde er sie nicht mehr los und hatte nichts von sich, nichts von Rom, nichts vom Abende. Seitdem ging er umher, wie einer, der selber dringlich was geschenkt wünscht. Nun war er unbehelligt, wie nur irgendein Apostel.

„Du bist in Rom! Kind Gottes, du bist in Rom!"

Das sagte er sich immer wieder vor, trotzdem er sich selber, ein freudevolles Menschenkind mitgebracht hatte. An welchen Ort der Erde nur sonst konnte man sich, nach sieben Sehnsuchts- und Hungerjahren, wünschen, als an diesen; an den Ort der einstens größten Macht, an die Stätte der größten Schönheit und einer auch sonst

und anderswo allgemeinen und gerade hier nicht unmäßigen, dazu aber graziösen Gaunerei!

„Du bist in Rom!“

Er ging umher, wie im Traume. Auf dem Monte Pincio, zu dem er emporstieg, hörte er die Musik spielen; um ihn flutete unbeschreiblich reich und übermütig der Korso. Plötzlich hielten alle Wagen an; die Musik spielte den Pilgerchor.

„Riccardo Wanjeer!“ Alles sang mit; die Damen der Aristokratie, die Dandys, die umherlehnten; die Schieber sogar, (die Pescicani) sangen mit. Und kapital verglühte die Sonne hinter der Kuppel der Peterskirche.

Es war sonderbar; er fühlte sich selber kaum mehr. Dies alles, der deutsche Bußegruß, in echt italienischer Weise von allen mitgesungen und irgendwie an sein Herz mahnend, ernst zu bleiben, der schlachtenrote Sonnenuntergang, Michelangelos Vermächtnis, die Peterskirche, düster davortrotzend. Dazu die stolze Schönheit der Frauen und die voraussetzungslose Trivialität der Männer. Es riß hin und ernüchterte in einem; er wußte nicht, was mit ihm war. Es verkroch sich das eigene Bewußtsein in das Rauschen seines Blutes, das unfühlbar wie Nebelwallen in ihm ging und ihn dennoch halb bewußtlos machte.

Er sagte sich nichts mehr. Er kannte dieses Eingehülltsein, diese Tarnkappe der Seele, die ihm die Natur jedesmal über den Kopf warf, wenn allzu widersprechende oder allzu unglückliche Eindrücke ihn berannten. Andere pflegten in solcher Stunde zu grollen, oder zu verzweifeln, oder schrill zu lachen. Er wurde bewußtlos.

Langsam und nur immer die Musik und das furchtbar große Abendlicht in sich nehmend, sonst nichts mehr, schritt er in die Stadt hinunter. Er ging nach Hause, ließ sich die Lampe auf den Tisch stellen und freute sich über das „Felice Notte" der Wirtin; er hatte es längst vergessen gehabt. „Glückliche Nacht!" Der Südslawe, schwerblütig genug, wünscht bloß „Leichte Nacht". Der Deutsche „Gute . . ."

„Glückliche Nacht!" Draußen wehte ein leichter Schirokko. Er fauchte an sein nach Süden gehendes Fenster und manchmal heulte er im Ofen empor. Warm war es jetzt — und, irgendwie, sehnlich. Es kam ihm vor, als hätte er viel verpaßt in diesem Leben; vieles, was noch jetzt und heute mit eiligen Händen zu holen und zu halten wäre. Er lächelte trüb. „Was denn? Jenes Weib? Zuerst meinst du, du habest sie. Bald hat sie dich. Was hast du aus deiner Jugend, was hast du aus deinem Leben gemacht?

Ein unbestimmtes Klingen, aber ein schönes. Ein plötzliches Erbeben und Aufrauschen an den Fenstern anderer bei Nacht. Dem einen bangemachend, von den meisten verwünscht — wie der freie Wind zumeist. Nicht anders, nicht besser und nicht schlechter, als der Wind. Im Altertum hättest du dich für den leibhaftigen Sohn des Aeolos gehalten, so verwandt, so unerhört nahe bist du ihm, der selber nie weiß, wann und woher er kommen muß und wohin ihn die Sehnlichkeit jener Kräfte treibt, die ihn erzeugt haben. Nicht moralisch, nicht unmoralisch, aber völlig aus Gottes Hand her; in Gottes Hand zurück. Darf man das verblaßte Wort Gott noch sagen? Gleichviel. Ich bin von keinem Lehrer hierhin oder dorthin gezogen und gerichtet worden; ich wollte nichts, als sein. Dasein. Zuerst wohlig und wonnig, dann glühend, dann wehmütig und betrachtend, und zuletzt? Blatt auf Blatt, zerstreut und selber jasagend fallen lassen und sich in den Nebel zurückhüllen, aus dem ich gekommen, wie das Jahr, wie der Wald, wie der Himmel."

„Jugend? Alter? Gibt es das? Lebt ein Mensch, der Sterne, Wolken und Felsen, Bäume und Emsengekrabbel als das allerfeinste seiner Seele ansieht, ein Mensch, der von aller Stille lernt und nur von einem nicht lernen will, vom

vorlaut behauptenden Lehrer, lebt solch ein Mensch nicht immer mitten in der Ewigkeit?"

Und der Schirokko sprach zu ihm: „Komm heraus; du Vagabund; der Wechsel ist dein Beharren." Da löschte Holl die Lampe und schritt in die tauweiche Nacht hinaus, deren aus allen Gassen zu- und abströmende Lüfte sich um ihn schlugen und schlangen, wie warme Algen in einem Flüßchen.

Rom war still geworden; — was man dort Stille nennen kann. Überall freilich rauschten die Brunnen; hinter Türen und Läden hallte Gesang und durch die Nachbargasse zirpte eine Mandoline, gurrte eine Gitarre dazu, entfernte sich; dort, ein Mädchenlachen trillerte ihren Tönen nach.

Der Wind kam stärker die Gassen herunter und trug Orangenduft und Käseranzigkeit daher. Staub hüllte die Laternen ein, deren Lichter sich, wie Jungen vor einer drohenden Maulschelle, duckten und ganz klein wurden. An der Ecke rollte er an Holl heran wie Meeresbrandung, umbrauste ihn, hob ihm den Mantel bis über den Kopf empor, wirbelte ihn ein wenig, und lachend lehnte sich Holl gegen den wilden, ewig jungen Vater. Eine ganze Weile trug ihn der Brausende und hielt ihn wirklich so angelehnt und schief aus;

dann gab er launenhaft nach, ließ, plötzlich stille geworden, sein Kind straucheln, ließ es jäh umhergreifend sein Gleichgewicht erhaschen und sauste dann mit Staubwirbeln, Staubschwänzen und aufjubelnden Käsepapieren die Gassen hinunter. Er hatte ihn begrüßt, der Vater Wind, — er war erkannt worden, basta. Holl stand und breitete ihm die Arme nach. „Du! Du!"

Die Türe einer kleinen Osteria ging auf. Zwei Männer traten heraus und schlugen einen Spektakel aufeinander los, als wollten sie sich ermorden. Sie redeten aber nur das letzte abschließende Wort über einen Wagen Finocchi, der von Terracina kam und den sie teilen wollten. Dann sagten sie sich gute Nacht, stießen sich noch eine Weile gefährlich aussehend umher und schrien sich noch lange Zeit aus verschiedenen Gassen aufmunternde Beleidigungen zu, beide seelenvergnügt.

Sie hatten die Türe offen gelassen und schnell guckte Holl in die Kneipe, ob dort nicht etwa die sammetrote Pseudopracht von Anno siebzig vorigen Jahrhunderts unter neunundvierzig neuen Kulturschichten lag. Nein; es war alles quiritenhaft kahl und eine trübrote Öllampe brannte qualmig vor dem Madonnenbildchen über der Faßecke. Niemand kümmerte sich um den bescheidenen Deutschen, der sich seinen Frascati selber

holte, zwei Corni aus der Tasche zog und sich vom Wirt kopfnickend einen Käse aufreden ließ.

Heinrich goß aus der Fogliette das dunkelgolden werdende Glas voll. Warm rann es durch sein Blut, als er langsam den Wein dem Leben weihte. „Komm und geh, wie und wann du magst,“ sagte er lächelnd. „Aber bleib dir selber treu und bleib mir dereinst so freudig aus, wie du in mich eingezogen bist. Auf ein sanftes Ende.“

Jetzt setzte er sich zurückgeneigt fest, legte die Hände ineinander und ließ sein Lebensgefühl bald flackernd aufjauchzen, bald langsam und sanft dahinwirbeln, so wie draußen der Wind durch die Gassen fuhr. Jetzt war er erst in Rom.

„Nur der ist in Rom, der bei sich selber ist.“

Holl trank nicht viel; er trank nur zärtlich. Er hörte dabei den Leuten zu und bot ihnen im Stillen seinen Gruß, weil sie so unbelehrt und unbelehrbar geblieben waren. Lesen, schreiben und rechnen, das sollen alle Menschen können. Was darüber geht, ist Geheimwissenschaft weniger, die gar nicht anders können, als sich darum ernstlich und kummervoll zu bewerben. Holl hatte viel in allerhand Wissen hineingeschaut. Zuletzt erst war ihm aufgefallen, daß jede mathematische Formel im sogenannten toten Jenseits und jede Blume diesseits gescheiter ist, als der gelehrteste Professor

und ungeheuerlich frömmer, als der eifrigste Pastor.

Seitdem hatte er sich, jedem Spekulieren gegenüber, ins selige Nichts geworfen und freute sich an allem, was inkurabel lebendig war.

Wohl bis Mitternacht saß er so stille, gelähmt vor pflanzenhaftem Behagen. Dann fiel ihm ein, daß er nun die Glocken alle mit- und hintereinander durch den Wind hindurch schlagen hören müsse. Er bezahlte und ging eilig hinaus, denn es war wirklich hohe Zeit. Die Kirchen erklangen über ihm, dazwischen rauschte das viele Wasser, und nur ganz dumpf donnerte der Wind irgendwo jenseits auf.

Bald danach schlief er und am Morgen, so wandergewöhnt er sonst auch war, wußte er nicht gleich, daß er hier wirklich in Rom wäre.

Er fuhr bis zum Rücken ins kalte Wasser, duschte sich eifrig und rieb sich Brust und Sohlen bis zur Röte ab. Dann zog er das etwas spieglig gewordene, aber bettlerfrei machende Sammetsakko an, das seit dem letzten Friedensjahre hier auf ihn gewartet hatte, freute sich, daß es ihm nicht zu weit und nicht zu enge geworden war und ging bummeln. Er wußte von einer freien Geigerstelle in einem Cinema; denn leben konnte er hier sonst wahrhaftig nicht! Wenn er nun schon manche Nachmittage und beinahe alle Abende hergab,

dann wollte er wenigstens mehr sehen, als man hinter einem Bankschalter zu sehen bekommt.

Bald hatte er sich verhandelt und nun war ihm völlig leicht. Er konnte jetzt bleiben oder gehen, wann er wollte; und das mußte er wissen.

„In Rom; — du bist in Rom!“ Aber vielleicht zog ihn das nächste Irgendwie an Sehnsucht über die Alpen zurück?

Es war ein wechselvoller Vormittag; der Winter wollte her, der Herbst wollte nicht weg und so gab's eine Vorstellung am Himmel. Es kämpfte dort sehr lustvoll. Von Gaëta kamen immer neue Heerscharen, tintenblau und violfarben, um den Eispalast des Monte Velino zu belagern, der des Winters Burg war. Droben mochten kalte Ströme über den Wolken und zwischen ihnen umherfauchen; denn alle Augenblicke schauerte es fein hernieder; elfenklein waren die Regentröpfchen, die Gefallenen dieses ersten Gefechtes. Holl trat ins Pantheon, schon um dort die Grabtafel Raffael Santis wieder zu grüßen, den er weniger als Maler denn als Menschen — wegen seiner Kindlichkeit, seiner Heiterkeit und Schönheit — liebte. Alle Gewalt und alle Tiefe wurde diesem rhythmisch bewegten Herzen eine Art Kristall, und mit Ergriffenheit stand der Landstreicher vor der Inschrift. Droben, das einzige Himmelsauge, welches dem Pantheon

durch die Kuppel her Licht gibt, verfinsterte sich bald, bald fiel die hochstehende Sonne hindurch und es erstrahlte die Kuppelrundung. Dann zog das Mittagslicht wieder die Brauen herunter; es kam der Schirokko stärker daher und sein ganz feiner, ölhaft sanfter Schleierregen wehte durch das runde Loch hernieder; drüben schob sich wieder eine Wolke fort, die Sonne blickte mitten in dieses bandartige Flattern des windbewegten Regenstaubes, und mitten im Pantheon stand plötzlich das reizvolle Wunder eines Stückchens Regenbogen in der Luft. Raffael Santi hatte ihn vielleicht angelächelt.

Ganz behutsam sah sich Holl um; ihm wäre vor Lust und Weh beinahe zum Weinen geworden, aber abwartend stand ein Bettler da und der bekam schnell etwas. Sonst war kein Mensch in der Rotunde.

Nun schritt der einsame Glückliche weiter — es ging gegen Mittag. Er hatte lange im Pantheon geträumt! Jetzt war er hungrig. Und wirklich, die zwei Stückchen hartes Weißbrot und Käse gestern waren nicht viel gewesen für einen, der durch den römischen Apennin gewandert war und in Foligno, in Terni, in Trevi nur wenig zum Imbiß gefunden. Er sah sich um. An der Ecke stand ein Maronenröster; da versorgte sich Holl und schlenderte vergnügt schmausend dahin. So-

bald die Maronen verzehrt waren, ersah er einen Ölkessel, in dem ein Mann kleine Fischchen briet: Pisciatello, Fischbrut, heißt dort jener Kindesmord; aber das Meer ist so reich. Für wenige Soldi bekam Holl eine mächtige Papierdüte voll, die sich augenblicklich mit honiggelben Flecken tränkte und so heiß in seiner Hand lag, daß er sich nach einer Osteria umsah. Im nächsten Vicolo, der gar keinen Gehsteig vertrug, weil er zu schmal war und deshalb die Wasserrinne mitten auf seinem doppelt eingeschrägten Backsteinpflaster hatte, war ein solcher kleiner Weinladen. Ein schräge stehender Tisch mit vier Stühlen nahm ein Drittel der Straßenbreite ein. Dort setzte er sich, der Padrone brachte ihm unaufgefordert Pfeffer und Salz, Gebäck und eine große Flasche, aus der Holl sich nehmen konnte, soviel ihm beliebte. Weil der Wirt bei der reinen, toskanischen Aussprache des Fremden keinen Deutschen erkannte, ließ er ihn ungefragt. So saß Holl im Mittagssonnenscheine, hörte alle Glocken von neuem zusammenklingen und lebte herrlich. Die Wolken hatten sich beinahe gänzlich verzogen; noch einmal hatte der Herbst gesiegt und das sonnenarme, deutsche Kind dehnte sich wie eine Katze.

Das ganze Gäßchen war still. Später erst, nachdem der Deutsche seine Mahlzeit schon be-

endet hatte und der Wirt ihm, durch die Flasche prüfend, den fortgetrunkenen Wein berechnete und den geringen Preis nannte, kam ein junger Mensch die Straße herein und fragte in jenem Italienisch, das schon durch sein ganz hinten im Gaumen schnarchendes „r" den Deutschen verriet, ob er Platz nehmen dürfe.

„E' pechmhesso, thi pchendeche posto?" (E' permesso, di prendere posto?)

„Gern, aber ich gehe schon und das dürfen Sie dann nicht als Ausweichen nehmen," er- erwiderte Holl auf Deutsch.

„O bitte sehr; o nein, auch werde ich Sie nicht stören, wenn Sie hierbleiben," sagte der junge Mann errötend.

„Doch, das dürfen Sie schon, mich stören! Es ist hier so behaglich, daß man einander das Leben nicht unbehaglich machen kann, wenn's einen schon zusammentrieb. Ich beginne also mit der Frage: Kann ich einem Landsmann dienlich werden?"

„Danke, nein! Ich suche hier nur einen Herrn, der eben angekommen sein muß. Ich bin nämlich vom deutschen Auslandsinstitut in Stuttgart."

„Heinrich Holl heißt er nicht?" sagte der andere lächelnd und der Junge sprang auf: „Das wäre doch das größte Wunder!"

„Ist es nicht: wenn man Ihnen gesagt hat, wo ich zu finden bin.“

„Ja, allerdings; das hat man mir beiläufig gesagt.“

„Na also; und an stillen Winkeln ist das nördliche Rom sehr arm. Jetzt wollen wir uns aber doch ein wenig zusammensetzen. Wer schickt Sie?“

„Vor allem der Anschlußgedanke und die Gartensiedler. Sodann gab mir Frau von Gramschitz Ihre Anschrift.“ Der junge Mensch wurde bei diesen Worten sehr rot. Aber auch über die Wangen des älteren Mannes zog eine flüchtige Dunkelheit.

„Frau Christiane; was nun also?“ sagte er atemholend.

„O, sie hat mir tagelang von nichts anderem erzählt, als von Ihnen und vom Süden, als ob alle beide ein und dasselbe wären. Und weil mir ebenso elend ums Herz war, wie jetzt allen Deutschen, da hab' ich mich aufgemacht und bin den Weg des Dichters Seume zu Fuß heruntergegangen; ganz so wie Sie leben, also trotz der Schreckenswährung billig. Nur manchmal hatte ich so sehr gehofft, Sie einzuholen, daß ich die Bahn benützte...“

„Ja, mein Freund, ich bin von Osten her durch den römischen Apennin gekommen und habe

sogar da einen Haken nach Assisi und zwei nach den Bergstädten Terni und Trevi geschlagen. Wüßten die Menschen, wie schön dieser Weg ist! Da liegt im Tampino der mittlere Bogen eines antiken Aquäduktes, hingestürzt, wie er gebaut war und die Wellen des Flusses überschäumen den unverletzt liegenden Pfeiler, während sich die anderen beiden Bögen vergeblich die Hände über den Abgrund hinreichen und nur Rosen, von den Ruinen gegeneinander, winken und wehen. Die Bergstädte, aus denen ganz oben der Dom wie das Quästchen einer Kalotte in die Höhe steht, sind einsam wie vor fünfhundert Jahren und haben leere Fenster. In solchen Zimmern wohnt man billig. Das nächstemal müssen auch Sie diesen Weg gehen."

Der junge Mensch hörte andachtsvoll zu, dann sagte er: „Ich habe vergessen, mich vorzustellen: vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben! Verzeihen Sie. Ich heiße Karl Köhle und ich möchte Ihr Schüler werden. Vielleicht Ihr Helfer."

„Was wollen Sie bei einem lernen, der selber weder lernen mochte, noch etwas zu sagen weiß?"

„Ich möchte bloß Ihrem Beispiel zusehen, um zu erfahren, was Österreich bedeutet. Die deutsche Erde ist jetzt so freudearm. Selbst die Arbeit

tut man nur mit zusammengebissenen Zähnen beim Gedanken, daß man's fürs Abzahlen an den Erdroßler tut. Ich bin durchgegangen, weil ich nahe dran war, meinen gefallenen Kameraden nachzulaufen."

„Armer Junge," sagte Holl, als er bemerkte, wie Köhle seinen Schmerz tapfer verbiß. „Denken Sie denn nicht dran, daß Ihr Land jetzt Jeden braucht, der überhaupt noch leben mag und überhaupt noch die Kraft hat, zu verzweifeln? Bedenken Sie, was für eine gänzlich neue Art Menschen jetzt hinter Ihnen entsteht. Es kommt jetzt die grauenhaft leere Physiognomie der Voraussetzungslosen, zu Zehntausenden, auf: eine ganz andere Form von menschlichem Angesicht! Warum tragen Sie ihr gutes, durchgeistigtes Antlitz da herunter?"

„Und Sie, Herr Holl?" rief Köhle betroffen. „Leidet nicht Österreich noch mehr?"

„Österreich ist nicht zu helfen. Deutschland ist zu retten. Österreich erstickt seelisch seit Jahrhunderten am fettesten Leben; Deutschland kennt noch aus Großvaters Zeit her Hunger, Innenleben, Arbeit und Pflicht. Ich weiß, es wird auch bei euch erbarmungslos gepraßt und sinnlos geludert. Aber hinter jenen Bestien der Gier steht eine Wand düster zusehender und abwartender, harter Männer. Bei uns? Der Bauer rettet nur

sich selber, und verliert seine Seele dabei. Der Arbeiter zehrt dem Mittelstande fort, was dieser noch hat, und dann muß auch er hinweg. Der Mittelstand aber mag das einzige nicht, was ihn retten könnte: Auf die Gasse gehen und Land verlangen, wie der römische Veteran! Er müßte nicht weit hinaus. In jeder Stadt gibt es riesige Privatgärten, die der aufs Land gegangene Adel nicht mehr braucht oder die von Schiebern aufgekauft worden sind: In jedem Falle unmoralisches Gut und Wegnehmens wert: Wer darf auf einem Stück Erde spazieren gehen, das tausend Arbeitsame ernähren könnte? Ich habe geraten, habe sogar gehetzt! Nur Gartenarbeit, ausgenütztester Boden kann diese dichte Stadtbevölkerung erhalten und Gärtner müßten alle werden; — all jene, die heute immer noch kein Fressen erzeugen, sondern bloß verlangen. Ein Stück Boden von nur tausend Quadratmetern vermag fünf Menschen zu erhalten! Aller Luxusbesitz, in den Städten und nahe von ihnen, müßte aufgeteilt werden. Unser Mittelstand aber verlangt ihn nicht und will ihn nicht. Und wo bei uns ist die harte, gewaltätige Hand, die beide dazu zwänge? Die einen zum Hergeben, die anderen zum Pflanzen und Graben? Abwartend und tatenlos verhungert diese Klasse. Ich sterbe fast vor Sehnsucht nach eigener Erde. Aber um

Jenen nicht zusehen zu müssen, die sich nicht selber helfen mögen, bin ich weggegangen zur Landstraße. Ich lebte dort im Tag um keine zwanzig Kronen; und bin ich ausgehungert? Nein. — Weil ich mich von je gehütet habe, mich zum Fresser zu erziehen. Unser Volk aber war von je das satteste der Erde. Helfe ihm, wer es glaubt, daß ihm zu helfen sei! Aber wer glaubt's?"

„Das sind grausame Worte. Und Sie sagen sie so milde und in wehmütig heiterem Tone, als sprächen Sie etwa vom Aussterben Babylons."

„Sie selber sagen das rechte Wort. Solange dies Volk sich nicht helfen will, solange es in seinen Unterschichten fordert, statt sich zu bescheiden und genügsam zu werden, wie ein Neapoletaner (ich will das Wort Kuli gar nicht nennen, um das sich eine, uns ungeahnt große Philosophie schlingt) und solange der Mittelstand nicht das Übermutsland alter Tage in Gemüsegärten umpflanzt, solange ist mir dies Volk ferne, fremd und vergangen, wie Babylon und Ninive. Eben, weil ich es schon gestorben weiß."

„Das ist so hart, Herr Holl!"

„Hart, wie die Wahrheit; hart, wie das Gewitter; hart, wie das Altern, hart wie Kindesdank, hart wie der Tod; — hart wie der Mensch," lächelte Holl etwas traurig, aber milde bleibend.

„Wer ist schuld? Ich, weil ich den Weg des ewigen Menschenkindes gehe? Vergebens zeige und lehre, seit vielen Jahren? Oder die, welche ihn nicht gehen wollen? Ich habe gerufen, ich habe gemahnt und gebeten: Seht her, ich bin glücklich, glücklich! Kommt und seid wie ich, es bedarf dazu nichts als Mäßigkeit, Anspruchslosigkeit und vor allem das Gefühl, daß der Mensch nicht mehr ist, als ein böser, böser Zufall der Natur, an dem jeglicher bessern muß sein Lebelang! Heiterkeit, Freude, Erdnähe — das ist doch keine so harte Aufgabe? Sie empfangen und geben! Sich nicht als Sonderwesen, sondern als unglücklich losgeschältes, ausgesetztes, heimwehkrankes Geschwister von Hamster, Dachs, Sperling, Rosendorn und verwitternden Stein zu fühlen, das erniedrigt doch nicht? Nein: erhöht! Und — Herr Köhle, in meinem Leben wollte ihrer keines das lernen und wahrhaben!

„Da habe ich mir die Einsamkeit gesucht, in die sie mich gewiesen haben und in die mir jetzt vorwurfsvoll der Neid nachsieht: „Warum läßt er uns im Stiche!?" Sie haben mir jetzt, kaum daß Sie bei mir sitzen, schon einen ähnlichen Vorwurf gemacht. Nun, tilgen Sie ihn doch in Ihrem eigenen Herzen, indem Sie mein Werk aufnehmen und es zu Ihren Deutschen im Reiche hinaustragen, denen noch zu helfen ist!

„Lassen Sie mich ein paar Tage bei Ihnen; Sie wissen noch nicht, wie sehr wir einig sind. Und dann? Dann werden vielleicht auch Sie etwas belehrter heimgehen und dort droben zugreifen.“

Holl lächelte. „Zugreifen? Jeden Schaufelstich empfände ich ja doch nur als Totengräberarbeit für ein unnützes Volk, das zum Großteil erst untergehen muß, damit dann — —. Wer dafür sterben könnte wie Moses, ohne das gelobte Land gesehen und genossen zu haben, der wäre groß,“ sagte er. „Aber heute zusehen, wie eine ganze Generation aussterben muß, hören Sie? Muß, weil sie nicht leben mag, wie es Gott so süß und leicht bereit hielte, wer das als Alternder ansehen muß, dem ist es nicht zu verdenken, wenn er nach einem vergeblichen Leben voll heiteren Beispiels davongeht und das große Sterben hinter sich läßt.“

„Und doch —“ sagte Köhle leise.

„Und doch —“ wiederholte Holl träumend. „Und doch richtet es sich auch in mir, einmal vielleicht, wieder auf. Immer wieder auf, unverbesserlich. Dies Helfen an einem verlogenen, entstellten, unwürdigen Menschheitsangesicht, an dem Gott selber längst verzweifelt hat.“

— — — — — — — — — — — — —

Es war nun schon eine Woche, daß Holl mit dem jungen Norddeutschen in Rom umherwanderte. Karl Peter Köhle war, bald nach seinen ersten Verbesserungsversuchen an Holl scheu und wortkarg, wie ein abwartendes Kind gewesen. Holl, da er nun den guten Jungen einmal für ein paar allerletzte Herbsttage an Kindes Statt angenommen hatte, legte ihm sein volles Wesen zutraulich auseinander; so, wie in unsern Zeiten andere Menschen nie mehr zu tun pflegen. Nur sehr langsam wurde Karl Peter Köhle ihm auch hierin ähnlich; aber Holl merkte, daß der junge Mensch eine ungeheuerliche Verpuppungsrinde von Scham, von militärischer Anerzogenheit, von Förmlichkeit und Verlegenheit zu durchbeißen hatte, bis langsam das Kind Mensch, das seit einem Jahrtausend ausgemerzt zu sein scheint (vielleicht durch die Soldatenmoral, die seit den Kreuzzügen entstanden war), bis langsam das wunderbar lichte und doch so lichtscheue Kind Mensch da herauskroch; — hilflos wegen seiner Verweichlichung in so langer Dunkelheit, wie ein Falter, dessen Flügel noch wie faules Laub aussehen. Luft und Licht machen sie dann aber klipp und klar und zaubern alle Farben heraus, die in ihnen unendlich verschüchtert lagen. Dann auf einmal wird die leuchtende Psyche keck und kregel und geht auf nach dem blauen Himmel,

dem sie mit ihrer vielen lustigen Farbe Kuß auf Kuß gibt.

Zum erstenmal war das Auftauen Köhles geschehen, als sie miteinander in den Ruinen der Kaiserpaläste auf dem Palatin saßen. So recht zwischen der Zypresse und der Rebe der Vignen dort oben. Es ist die schönste Stelle in ganz Rom; schöner als der Monte Pincio, schöner als der Platz unter der Tasso-Eiche des Gianicolo. Dort steht weder ein Garibaldi-Denkmal, noch treibt es der Korso. Dort ist es manchmal, als säße immer noch düster brütend Michelangelo an der nächsten, lorbeeratmenden Wegbiegung.

Kommt dort wer hinauf, so sind's arme, volkslos gewordene Gelehrte oder die Arbeiter; die stolzen Mädchen aus den Weingarthäusern seltener. Der Spaten, die Rebschere klappen einsam und nur dann und wann. Die Beiden nahmen diese Stille in sich auf. Noch hingen in den Pergolen die blauen, verrunzelnden Trauben zahlreich genug, und doch war November.

Die serpentinfarbenen und die smaragdenen Eidechsen liefen ab und zu; es wippten die Falter, es träumte die ewige Sonne wie ein verliebt ausgebreitetes Menschenherz.

Holl saß auf seinem Mantel und dehnte sich, mit empfangenden Armen. „Ist es nicht Gottes-

dienst, so ein rechtes, dankbares Faulenzen?" fragte er.

Köhle lächelte verlegen. „Nach getaner Arbeit? Ja," sagte er schüchtern.

„Kind! Unter diesem Himmel denkt er noch seiner deutschen Schulmeistersprüche! Und nicht dessen, der mit einer unsäglichen Handausstreckung auf die Lilien am Felde wies? „Sie säen nicht, sie ernten nicht"!"

„Wenn alle so täten," sagte Köhle.

„Aber das ist es ja, daß nicht alle so können! Ja, daß nicht einmal einer unter Zehntausend wirklich gottgegeben faulenzen kann! Und den können die andern Neuntausendneunhundertneunundneunzig sich geruhiglich zu ihrer Erquickung halten. Denn die wissen ja nicht einmal, was es heißt, den Feiertag heiligen! Sie, Köhle, gehen jetzt bald zurück und hinauf in das Getriebe, das im Nebel wimmelt; in den Straßenschmutz hinein. Dann wird Ihr Herz aufschreien: O weh, was hab' ich mit der lachend vorübergeeilten Südminute gemacht! Müssen Sie denn hier und mir, von dem Sie wissen, daß ich bin, wie ich sein muß, die selten befolgten und beinahe immer verlogenen Lehren vorhalten, die solche aufgestellt haben, welche immer nur aus der Hand anderer kamen und nie aus der Gottes? Schülernaturen, die das

schleppen wie einen Schatz, was ich abwerfen möchte? Ach, senken Sie den Kopf nicht so in sich: Sie norddeutsches Kind. Erzählen Sie mir lieber von der Angebeteten Ihres Herzens. Auch das nicht? Warum schweigen Sie?"

„Es ist, weil ich nichts zu sagen habe. Es ist, weil ich nichts habe, was nicht verlachenswert wäre," sagte Köhle leise.

„Nichts? Nichts haben Sie? Ja, Kind, lieben Sie niemand oder sind Sie in niemand verliebt? Was gäbe es denn schöneres zu reden, als von seiner Liebe? Zu einem, der selber zu lieben versteht?"

Köhle senkte die Augen, er kämpfte mit sich.

„Wir Menschen sind so arm an Möglichkeiten, uns zu einigen," fuhr Holl fort, der es merkte. „An anständigen Möglichkeiten; denn Schufte einigen sich sehr geschwind und leicht. Die andern aber greifen nach der Flasche, weil sonst nichts ist, was sie zusammenbände; manche sogar nach Briefmarken, damit sie sich liebgewinnen können, und es gibt Menschen, die einander nur deshalb gut sind, weil beide leidenschaftlich gern Tiere töten. Lassen wir das also, es ist schwer; und sehen wir diese Reben an und diese höchsten Zypressen von Rom."

„Wenn man aber die Frau eines andern liebte?" fragte Köhle beklommen.

„Glücklicher! So ist sie für Sie fern, wie dort drüben die Bergbläue des Velino! Droben spielen vielleicht schwitzende und brüllende Touristen ihre Karten. Wir aber sehen Wolkenstille und Himmelsferne!“

„Nein, das ist bei jener Frau nicht so; sie ist selber wolkenstill und himmelsrein,“ sagte Köhle angestrengt. „Und Sie kennen diese Frau.“

„Christiane,“ sprach Holl und nickte.

Lange Zeit träumten die beiden Menschenkinder; weltfern und ewig, wie die Trümmer und die Rosen und die Zypressen des Palatin.

„Kind, weil Sie es mir gesagt haben, wird es auch mir nicht schwer. Auch ich liebe sie und ich liebe sie seit Jahren.“

„Geradeso wie Frau Christiane Sie. Darum bin ich zu Ihnen gekommen. Wenn uns eine Frau nicht liebt, dann sollten wir immer zum Manne gehen, den sie liebt, um von ihm zu lernen, was sie liebt — oder um lachen zu lernen.“

„Und — lachen Sie?“ fragte Holl.

„Nein: Ich habe mich viel über Sie empört, aber ich verstehe alles.“

„Alles?“ lächelte Holl.

„Nur eins nicht. Daß Sie nicht — lassen Sie mich im Soldatenton reden —, daß Sie nicht zugegriffen haben.“

Holl sah wehmütig lächelnd zu Boden und zeichnete im Wegsande vor sich hin: „Zugreifen. Wonach? Nach einem Leben, wie es alle haben? Ich wollte immer ein Leben, nicht besser, als alle es haben, das aber völlig mein Leben wäre. Und Sie mögen es selbstsüchtig nennen: ich fühle, daß mit der täglichen Sorge um Weib und Kinder das vogelleichte Gottesgeschöpftum zertreten ist. Die Sperlinge wie die Adler, sie bauen ihr Nest, aber pflegen ihre Jungen nur wenige Monate im Jahr; dann nehmen sie ihr ätherdurchzittertes Dasein wieder für sich allein aus Gottes Händen. Ja, sie könnten gerade nach der Fron der Brutpflege ein Gefühl der Freiheit und des Lebensrausches ohnegleichen haben! Wer ist, der nicht die Sperlingsschwärme, die im August wie kleine Wolken an der Landstraße auf und in die Ähren fliegen, beneidet hätte! Wer ist, der nicht aus dem Schilpen dieser kleinen, beseligten Gauner im Februar, wo sie etwas zu kitzeln beginnt, einen unbändigen Leichtsinn hört? Weil Liebe für sie das Geheimnis aller Freude, den Gegensatz bedeutet; — für uns aber Eintönigkeit. Die goldenste und fernste, die leiseste und duftigste Frau alltäglich mit Dienstboten und Zimmern und Möbeln neben dir, und sie wird, auch wenn du sie als deinen Himmel anzusehen fortfährst, grau; wie ein Himmel im November. Dies alles habe ich mir gesagt und zur

Heirat bin ich nie gemacht gewesen. Ich will (um alles Guten auf Erden willen!) nicht sagen, daß die Ehe und das Kind nicht das beste für beinahe alle Menschen sind. Aber einzelne sind, die wandeln auf der Oberfläche dieses Lebens so leicht, wie Christus auf dem Wasser. Die soll man nicht darin ertränken, nur diese wenigen nicht! Denn für sie bedeutet ein Versinken im Leben den Tod. Mein Freund, es war der niedrigste, der philisterhafteste und traurigste Augenblick im Leben Goethes, als er die erbarmenswürdige Weisheit niederschrieb:

„Warum treibt sich das Volk so und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen und die nähren, so gut es vermag.
Merk dir, Reisender, das und tue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell er sich, wie er auch will."

„Eine Weisheit, die nicht todtraurig, aber lebenstraurig ist! Was wäre nach diesem Rezept aus Jesus — ach nein, nur aus Michelangelo geworden? Aus dem heiligen Franz, dem freudereichsten aller Heiligen? Und aus Dante, dem verdüstertsten aller Warner? Freilich, wer sich selber nicht völlig leben kann, der lebe für andere. Ich, damals, als Christel mir heimfallen sollte, ich wollte jauchzend sagen: Ja, ja! Aber da kam der Gott Aeolos. Da gab mir das Schicksal, in letzter Sekunde, einen Blick in mein eigenes Blut."

„Ich weiß es; Onkel Anton," sagte Köhle.

„Onkel Anton! Ja. Mein Symbol, meine Warnung und Anfeuerung zugleich. Und ich habe viel an ihn gedacht, der so unverwüstlich war, daß er ein Vagabundendasein nahezu achtzig Jahre ertragen konnte, ein Leben, das ihn wohl winters-über bei kärglichem Verdienste den Menschen aus-lieferte, aber beim ersten Windkräuseln auf den Pfützen der Landstraße, beim ersten Sperlings-geschrei hinaus, unter die leichtfertig gewordenen Wechselwolken hinauszog. Was hätte Frau Christiane mit einem Manne getan, der ihr alle zwei Monate davongelaufen wäre, ebenso wie Onkel Anton seinem stumpfen Bäckermeister?"

„Sie hätte Sie vielleicht in den Monaten des Harrens nur umsomehr geliebt."

„Haben Sie denn mit Frau Christel von mir gesprochen, daß Sie das wissen?"

„Mit mir redet sie von nichts anderm. Bei-nahe von nichts anderm, als von Ihnen. Zuerst habe ich Sie verflucht; dann bin ich neugierig geworden und zuletzt sehnsüchtig, so zu sein wie der einzige, den Christel lieben konnte."

„Kind Gottes," sagte Holl mit erstickender Stimme, die unter einem abweisenden Scherz zu verbergen suchte; „Sie kuppeln ja!"

„Was hülfe es mir, wenn ich es Ihnen nicht sagte. Sie ist's imstande und reist Ihnen

hieher nach, nur um zu Ihren Füßen zu sitzen und einen Abglanz Ihrer strahlenden Augen zu haben. Sie ist ja so verblendet, so arm in ihrem Reichtum! So mißerzogen fühlt sie sich unter all dieser Wohlerzogenheit! Man muß ihr helfen; wenigsten helfen; wenn schon nicht lieben!“

„Karlpeter, — ist sie unglücklich?“

„Ja, Herr Holl; sehr unglücklich. Um so mehr, als sie niemals dem untreu zu werden vermöchte, der sie mit seinem korrekten und saubern Dasein unglücklich gemacht hat.“

„Herr von Granschitz ist doch ein Mensch, der mitten in der Natur lebt.“

„O ja, ebenso wie ein Forst. Der lebt auch mitten in der Natur, aber es ist in ihm alles erspekuliert und auf größtmöglichsten Nutzen, auf leichte Einbringbarkeit und gleichzeitigen Abtrieb angelegt. Er ist kein Wald. Das sieht sie, daß ihr Mann Forst ist, und nicht Wald. Hoch und nieder, durcheinander, müßte es bei ihr schießen, wenn sie einen Menschen lieben sollte.“

„Ich verstehe das Bild,“ sagte Holl gedankenvoll. „Und nun: Sind Sie zu mir gekommen, um zu lernen, wie das ist? Um sie zu gewinnen? Das doch nicht?“

„O nein; ich möchte ihr nur gefallen; dann wäre schon alles gut. Sie lächelt innerlich über meine korrekte Verbeugung, sie lächelt über jede

Krawatte, die ich trage, und ob ich den Frack oder den Jagddreß anlege, immer sagt sie: „Armer Junge; — so unfehlbar.“ Ich habe niemals gewußt, daß ein Mensch weiter kommen könnte, als er es in der besten Gesellschaft erreichen kann und ich bin bisher von jeder englischen Lady, auch wenn sie sonst über Herzoge die Nase rümpfte, als vollwertig empfangen worden; nur niemals von ihr. Wenn sie mich jemals so herzlich zu behandeln anfinge, wie ich es als Vetter verdiene, ich würde sogar die Frau heiraten, die sie mir dann anempfehlen wollte.“

„Lieber, guter Junge! Daß Ihr Deutsche doch ewig alles erst ablernen müßt, als wäret Ihr fremd auf dieser Erde wie die Juden, die sich auch immer erst einfühlen müssen und es zuletzt doch nie zur Echtheit bringen! Warum: Ihr habt Euch selber Euren Süden wegkastriert — uns! — Das ist alles.“

„Wen: „uns“? Die Österreicher?“

„Ja, ja, Ihr Unseligen! Die Ihr Luther und Bismarck Eure beiden größten Männer nennt! Diese beiden haben Euch so zugerichtet, daß Ihr jetzt wie verflucht seid auf Erden: Verhaßt, verlacht, ungelenk, instinktlos, was Ihr nur wollt! Niemals werdet Ihr lächeln können, ohne das österreichische Lächeln! Niemals werdet Ihr zu leben verstehen ohne den österreichischen Leichtsinn! Nie-

mals werdet Ihr singen können ohne das österreichische Blut! Daß ich dies mein Volk verlasse, ist eine geringe Sünde gegen die, daß Ihr es verließet. Als Volker und Hagen zusammenhielten, da vermochte der ganze Hunnenstaat nichts gegen sie, denn Volker erhielt Hagen bei guter Laune und die gehört selbst zum Kampf. Freudig muß man alles tun, sonst ist man ungeschickt, wie nur je ein Deutscher seit dem großen Riß Anno Augsburg! Die starren Römer nahmen sich griechische Lehrer. Niemals wäre ein Cäsar geworden ohne seine griechische, geschmeidig machende Salbung. Warum denn nur sind Eure Mädel immer in Österreicher verliebt? Unser Lebenkönnen ist es: Ihr könnt weder so recht drauf losleben noch Euch völlig freuen; das merken sie. Zum Leben aber sind wir alle geboren; sonst wäre das Tor unseres Eintrittes nicht mit Wollust vergoldet. Arbeit ist gut und recht, aber nie darf sie mehr sein, als Mittel. Genießen ist herrlich; — aber niemand kann es, der sich nicht dazu erzog, wie zu einer Priesterweihe oder einem Ritterschlag. Und uns, uns einzige Deutsche, die wir noch das Geheimnis der Freude haben, uns habt Ihr aus den jämmerlichsten Gründen ausgestoßen und ferngehalten. Nun hungert Ihr, mitten in einem Gemisch von Arbeit und Haß, nach Freude."

„Aus jämmerlichen Gründen weggestoßen? Die wir mit Ihnen verbündet waren in Not und Tod?“ fragte Köhle verwundert.

„Ja, mein Freund. Denn nicht mit uns wart Ihr verbündet! Mit fünfundfünfzig Millionen völlig verschiedener Rassen, die Ihr, lächerlich wie nur je ein geographieunkundiger Franzose, „Österreicher“ nanntet! Mit Rumänen, Kleinrussen, Slowaken, Tschechen, Ladinern, Italienern, Slowenen, Kroaten, Serben, Madjaren — und ganz zuletzt! auch mit kaum zehn Millionen erstickender deutscher Brüder. Dieses volle Völkerdutzend, zu dem ich als Dreizehnten den Juden gar nicht rechne, war bloß da für eine Dynastie, welche längst, seit Kaiser Franzens, des kühlen Rechners, Tode nicht mehr wert war, über Menschen zu herrschen. Dieses bloße Fideikommiß stützten, aus gleichen Familiengründen, Eure Hohenzollern. Das war Eure erste fürchterliche Unmoral.

„Die zweite war, daß Eurem Generalstab diese fünfundfünfzig Millionen erpreßter Verbündeter lieber waren, als bloß neun Millionen Deutscher, die sich für Euch in Stücke hätten reißen lassen. Denn mehr von uns hättet Ihr nicht angliedern können. Die dritte und vielleicht armseligste Unmoral war das Gezeter sämtlicher protestantischer Hofpfaffen an allen Fürstenhöfen, daß diese neun

Millionen nichts als Katholiken wären. Als ob der Österreicher sein katholisches Bekenntnis auch dort, wo er es überhaupt benützt, und das ist sehr selten, nicht heiter und beinahe schamhaft trüge, wie ein Kind seine Schönheit! Als ob das österreichische Volk jemals mit Bekehrerwut und Hussitentum aufgetreten wäre! Ihr habt die spanische Dynastie mit ihm verwechselt. Die Schönheit seiner Osterprozessionen habt ihr für eine ebenso große Gefahr gehalten, wie die Schönheit seines Leichtsinns. Ihr ahnt ja nicht, was euch der Österreicher zubrächte! Unser Land freilich, es müßte zuerst verpreußt werden, damit wir arbeiten und Wort halten lernten! Dann aber müßte das ganze Bruderreich austrifiziert werden, damit der Deutsche endlich werde, was er noch niemals auf Erden war: Heiter und schön und geliebt."

„Es wäre wert, für diese Aufgabe zu leben," sagte Köhle andächtig und sah Holl von der Seite an. Er meinte, der würde nun aufstehen und in seine Hand schlagen und sagen: „So soll es sein; arbeiten wir." Aber Holl legte sich mit einem lächelnden Seufzer zurück ins Gras und sagte:

„Wieviel Sonne. Wie merkwürdig viel Sonne hier ist." Und er schloß die Augen wie eine Katze und dehnte sich und schwieg fortan.

— — — — — — — — — — — — —

Ein andermal wanderten beide an der Via Appia hinunter. Beim Kirchlein Quo Vadis sagte Holl: „Köhle, ich glaube fest, Christus ist damals wiedergekommen. Er muß immer wiederkommen. Ebenso wie Buddha oder Mahadö. Im heiligen Franz später einmal wieder. Fürs erstemal aber ist er bestimmt hiehergekommen: Nicht um Petri willen, sondern wegen des Christentums, das der heilige Paulus angestiftet hat! Christus wollte ein Landchristentum; Paulus hat ein Christentum für Städter draus gemacht. Damit hat er die wirkliche Seligkeit wegeskamotiert. Paulus hat keine Ahnung, was Sperlinge und Narzissen auf dem Felde, und Bienengesumm in einem blühenden Baume für enorme Wichtigkeiten sind! Er hat zwar, wie jeder wirklich große Mann, das Merkmal, daß sein ganzes Leben sozusagen nur ein einziges Werk ist, oder mit anderem Worte: Er hat, als echtes Genie, eigentlich nur einen einzigen Gedanken. Aber dieser Gedanke ist so niedrig wie Marxens und Lassalles Gedanke; gerade Paulus ist beinahe ein Beweis dafür, daß Christus kein Jude war. Denn Paulus kennt nur den Menschen, und der Mensch bedeutet ihm die ganze Schöpfung. — Und inzwischen wird langsam die übrige lebende Erde ausgerottet. Sie wird leer gemacht von Geschöpfen, die schöner, gütiger, ahnungsvoller, heiterer und Gott näher

sind als der Abkömmling irgend eines Felsenpavianstammes, der jetzt Flugzeuge bauen kann. Ich für meinen Teil wünsche nichts mehr, als auszusterben, vorher aber so zu leben, daß alle Doktrinäre und alle Schülernaturen, denen meine Art unbequem und herausfordernd ist, mich als lebendige Lockung des Heidentums verwünschen!"

Da senkte Köhle das Haupt. Er meinte, Holl habe diesmal geradeaus auf ihn gezielt und ihn deutlich und gut treffen wollen. Aber Holl tat ja niemals ein Ding mit Ziel, Plan und Berechnung, sondern wußte es nicht einmal, daß er einen Menschen allerpersönlichst und genau ins Herz traf. Darum fuhr er auch erstaunt herum, als sich Köhle nach einer vollen Viertelstunde stillen Schmollens endlich überwunden hatte und zu sagen vermochte: „Sie sind also mit mir unzufrieden, Herr Holl?"

„Warum mit Ihnen?" fragte Holl träumerisch.

„Ich bin doch die Schülernatur und ich bin vielleicht auch doktrinär, wie Sie vorhin gesagt haben."

„So? Hab' ich so was gesagt?"

„Das können Sie doch nicht vergessen haben."

„Vergessen. — Ist denn jener ein Mensch, der nicht augenblicklich alles vergißt, wenn er sieht, wie hier, im November, die reichen, vollroten Rosen über der Priscillakatakombe herunterhängen? Ja, was geht denn Sie mein Reden an, wenn es solche Dinge gibt!? So sehen Sie doch nur, so seien Sie doch dieses Augenblickes, dieses Lichtes, dieser Farben wert! Da, da!"

Köhle bemühte sich, in die völlig veränderte Stimmung hineinzukommen. Er ahnte, daß dieser Holl, der sich am liebsten für den Sohn des Aeolos gehalten hätte, wirklich so etwas wie eine Verkörperung des Monates April sein könnte, und beugte sich lächelnd der unverbesserlichen Natur, die in diesem Manne (vielleicht zum letzten Male in Europa) redete. Bald freute er sich so sprießhaft und vogelhell, wie der ewig junge und blitzmuntere Mensch neben ihm.

Dann saßen sie an der Tumba der Cäcilia Metella.

Es blühten Narzissen, es blühten späte Mohnblumen. In den Pinienkronen rauschte es. Holl horchte der antiken Straße nach, schaute ihr nach, trank Licht und Farben; Köhle saß neben ihm und war fast völlig von diesem straßengrabenen Landstreicherbehagen angesteckt. Am liebsten hätte er jetzt gefrühstückt. Wurst und Brot, das Taschenmesser in der Hand, aus einem

Stück Papier heraus und über den nach unten gekehrten Daumen hinweg.

„Jawohl, Köhlechen," lächelte Holl. Und überrascht blickte Köhle den Unverbesserlichen an, als fühlte er sich ertappt.

„Weil wir übrigens bei einem Grabe sitzen, so wollen wir einmal zutraulich sein, wie Kinder. Also. Wir sind beide in dieselbe Frau verliebt. Das ist, im Grunde genommen, allein schon hübsch. Entzückend aber ist es, hier in der Kampagna von ihr zu schwärmen, allebeide."

„Tun wir's," sagte Köhle.

„Dann, bitte, fangen Sie an," entgegnete Holl und legte sich an die sonnenwarme Wand des Grabmals zurück. Irgendwo bliesen zwei Pifferarii eine uralte Melodie, die wohl vor zweitausend Jahren gottesdienstlich vor dem Isisbilde gespielt worden war und jetzt vor der Madonna weitergepfiffen wird. „Aeolische Kadenz, lydische Weise," sagte Holl träumerisch nach einander, wie die endlos fern scheinenden Töne so zu ihnen herüberirrten. „Advent."

„Advent; die Zeit wo Marias stille Mutterträume rege sind."

Er sprach dann mit Köhle viel Kluges und Kühnes über die Madonna und die Entstehung ihres Kultes, kam dann auf die Frauen über-

haupt zu sprechen, — und zuletzt waren beide richtig bei Frau Christel angelangt.

An das Grab der Cäcilia Metella gelehnt, sprachen sie von dem Weibe, dessen Gedächtnis ihnen beiden honigschwer im Herzen lebte und das dennoch für sie tot sein mußte.

„Warum haben Sie sich diese Frau nicht mit Nägel und Zähnen erobert? Warum haben Sie nicht gekämpft um sie, wie ein Verzweifelter?“ fragte Köhle leise den träumenden Taugenichts.

Die Hirtenflöten drüben pfiffen unsäglich lieb und traurig weiter. Holl horchte noch ein wenig hin, zerpflückte ein Lorbeerblatt.

„Warum hat sie mich nicht gehalten?“ fragte er.

„Nur die Frau darf diese passive Rolle spielen,“ mahnte Köhle. „Ach, — ich weiß überhaupt nicht, ob Sie sie lieben?“

„Sie ist mir die Eine und alles,“ lächelte Holl trübe. „Aber eben deshalb bin ich geflüchtet. Sehen Sie, Köhle: ein so großer Vagabund ich in Ihren Augen auch sein mag, — ich habe eine tödliche Sehnsucht nach Bestand, Wurzeln und Besitz. Aber, und das ist Ihnen gerade als Norddeutschen vielleicht nicht einmal so verwunderlich, nur nach allerengstem, allerkleinstem Besitz. Essenz sozusagen: Das Haus so klein als möglich; die Zimmer, wenn schon geräumig, so doch niedrig;

der Garten klein, die Familie — und das ist mein Egoismus und meine Lebenskraft — aus uns beiden bestehend und sonst niemandem! Nun ist es aber die Frau, welche uns den Garderoberaum, den Empfangsraum und die Dienstbotenkammern über den Nacken wuchtet; — und dazu Kinder! Kinder, welche sie immerzu als eigene ansehen, während ich viel zu bedenklicher Mensch längst weiß, daß sie mehr die Kinder unseres unbekannten, meist schauerlich unbekannten Vorfahrengeschmeißes sind, als die unseren; — uns sternenfremd, ja feindselig! Ich wage es nicht, mein Leben mit dergleichen dunklem Blut zu umgeben, in das ich mich dann dennoch einmischen würde, um es zu dämpfen, zu verderben vielleicht, wie Goethe seinen Sohn gestutzt und verdorben hat! Ich habe eine entsetzliche Angst vor der Verantwortung des Vaters, ja — und auch vor seiner Last. Selber will und muß ich sein: hätte ich Kinder, ich wäre selber nicht mehr; und das käme mir vor wie ein lebendiger Tod."

„Frau Christel hat mit dem Mann, der ihr Gatte ist, keine Kinder, und das scheint sie zu ertragen."

„Ob sie es mit dem Manne ertrüge, den sie liebt? Und es wäre Sünde wider den Geist, ihrer Sehnsucht zu versagen, was das Weib heiligt.

Darum bin ich schweigend ausgerissen, Köhle, denn das darf man nicht verweigern."

„Und nun leiden Sie beide. Und mit Ihrer Sehnsucht nach Erde und Garten und Heim tun Sie, als wollten Sie den Lumpen spielen, der sein Sach' auf nichts gestellt hat, um die Welt zu besitzen."

„Erde, Garten und Heim!" sagte Holl abwesend. „Es müßten Weinreben an der Südseite bis um die niedere Mansarde klettern, und im Osten würden Aprikosen glühen, die ich so sehr liebe. Wissen Sie, Köhle, wie wundervoll Kohl- und Krautblätter schillern können? Von Purpurrot übers Tombackgelb bis zum Azur! Dann die Feuerbohnen! Die Ringelblumen und der Mohn! Die Kürbisse am Komposthaufen und der winkende, spielende, halbvergrabene Sonnenwasserkübel. Ich sehe alles; — und ich sehe eine Frau mit heißen Augen ernten, zu mir herübersehen, lächeln, — und dann muß ich hin, weil ihre Arme so sommerbraun sind..."

„Und abends würde ich bei Ihnen sitzen dürfen als der alte Freund, der die Tageschronik aus der Stadt heraufbringt, und Frau Christel würde manchmal zustimmend sagen: ‚Das ist hübsch von Ihnen, Köhle.' Und Sie würden nicht eifersüchtig sein."

„Bei Euch draußen gibt es so winzig kleines Glück," sagte Holl, ohne besonders auf den Freund zu horchen. „Am Rande von Eisenach stehen Häuschen mit bloß zwei Fenstern Front und einer schüchternen Mansarde; das Gärtchen ist etwa sechshundert Geviertmeter groß, aber zwei oder drei Menschen ernährt es reichlich! Denn was dort alles sich drängt und wuchert und leuchtet, — von einer eigentümlich deutschen, stillen Liebe gepflegt! Köhle, ich weiß heute nicht, wo ich morgen sein werde. Entweder flüchte ich vor meiner Sehnsucht noch weiter nach Süden hinunter, oder ich wandere zu Fuß ins Thüringerland, um am zweiten Februar, welcher mir als der seelische Frühlingsanfang gilt, wie ein hoffnungslos Verliebter vor den kleinen Gärten und Häusern am Rande Eisenachs zu stehen und mir das Herz abdrücken zu lassen vor Weh nach allerkleinstem Glück!"

— — — — — — — — — — — — —

Und am andern Morgen war er weg.

Die römische Quartierfrau weinte. Sie wußte selber nur wenig. Holl hatte gesagt, er käme erst wieder, wenn die Zugvögel lebendig würden.

„Er ist seinem Triebleben gefolgt," sagte Köhle kopfschüttelnd und ging traurig nach Hause. „Ist er denn auf solche Weise glücklich? Wird ihm nicht vor sich selber bange?"

In seinem Zimmer angelangt, fuhr er tüchtig zusammen. Frau Christel hatte sich in Rom angesagt. Sie schrieb ihm: „Lieber Vetter! In diesen kalten und grauen Tagen gab es einen stillen, aber sehr zähen Kampf zwischen meinem Manne und mir. Ich bin immer geradeaus und aufrichtig gewesen. Ich habe ihm gesagt, daß ich es neben ihm nicht mehr ertrüge, daß ich entweder in den Süden oder in die Sonne oder in Heinrich Holl verliebt sein müßte. In was, wüßte ich nicht; vielleicht in alle dreie zugleich, das aber rasend. Er möge mich ziehen lassen.

Zuerst sagte er mir: „Ja; — aber es gibt kein Zurück.' Da wurde ich nachdenklich, und weil ich ihm seinen Mannesstolz nicht verübeln kann, so grübelte ich wohl eine Woche lang, ohne viel mit ihm zu reden, was er für Trotz hielt. Als ich ihm dann aber sagte, daß ich nicht trotze, sondern bloß doppelt, für mich und für ihn selber kämpfe und in solcher Zeit nicht viel zu reden ist, da sagte er: ‚Christel, weißt du was? Wir wollen dann, wenn du zurück mußt, tun, was wir müssen. Ohne andere Regel, als die uns unser Herz eingibt. Ich werde mich nicht von Verwandten verhetzen lassen, aber ich werde mich auch nicht selber zu einer Milde und Entsagung zwingen, wenn ich sie nicht zustande bringe. Geh jetzt hin in Frieden — und geh

ihm nach. Du wirst vielleicht zurückkommen. Du wirst vielleicht sehr bedauernswert zrückkommen. Die deutsche Frau ist niemals eine Zigeunerin gewesen, die in Armut, Unsicherheit und stetem Wechsel zu leben vermag. Festsetzen will sie sich, wie eine Muschel. Immer! An jenem Holl, ‚ibi vel ubi', kann sich keine Seele festsetzen! Mich wundert's, daß er sich selber aushält, und ich glaube, er hält sich nur aus, weil er immerzu vor sich selber flieht und bisher gesund geblieben ist. Ich, Christel, ich möchte nicht seine Stunden erleben, wo es um ihn neblig und Abend und Allerseelen wird; wo er sich krank in völlig fremder Umgebung fühlt, kein Geld hat, verachtet ist und sich von allen Menschen auf den Müllhaufen gewünscht sieht! Dann fällt ihm vielleicht Paul Verlaines Aufschrei ein:

‚Was hast du, um Gottes willen,
Aus deiner Jugend gemacht?!'"

„So gescheit also redete Gramschitz. Wieder hab' ich gezögert. Aber dann habe ich mir gedacht: Ist Karl Peter unten, so bin ich gut behütet. Sag also dem Holl nichts, daß noch eine Schülerin kommt. Hilf mir lieber, ihn zu überraschen. Ich habe die Schiffe hinter mir verbrannt. Gramschitz hat seine Tränen mutig hinuntergebissen, als ich Abschied nahm, während ich ihm um den Hals fallen und heulen mußte.

Aber daß er sich überwand, mir dennoch nachzuwinken und nachzusehen, das verfolgt mich bis hieher. Ich bin nach einer Marterfahrt, die man unserem Jahrhundert niemals zugetraut hätte und während derer ich Holl rasend beneidete (der zu Fuß gehen kann, was einer Frau niemals erlaubt wäre, außer sie ist koboldhaft häßlich), ich bin nun also in Gardone. Mir ist schon recht bange. Ich frage mich immer: Was soll ich weiter tun? Gib mir also Drahtnachricht hierher, wie es in Rom aussieht und ob du Holl gefunden hast. Ob er dich als Schüler erträgt, so daß auch ich hoffen kann? Deine treue Base und ewige Freundin Christel."

Köhle stand sehr betroffen. Im Grunde hatte er jetzt eine große Beschämung einzugestehen. Denn mit seinem fortwährenden Doktrinieren und Auffordern zur Moral hatte er (das fühlte er) Holl vielleicht weggejagt. Holl wollte sich nie von irgendwem examinieren lassen, und wär's auch vom demütigsten seiner Schüler. Diese Natur mußte man verstehen und mitleben, ohne viel zu fragen, oder sie öffnete eine leichte Hand und ließ die allzu eindringliche Freundesseele los. Holl hatte Köhle ebenso selbstverständlich angenommen als fallen gelassen, war stille davongegangen, ohne zu sagen: „Mit dir ist es nichts." Und doch hatte er gemeint, man müßte den Österreicher preußisch

erziehen? Hatte er ihm also nicht als der beinahe reingezüchtete Österreicher, der er war, die Lizenz erteilt, manchmal taktvoll (und das war er doch immer gewesen) anzufragen, ob es denn gut und recht wäre, wie und was Holl alles unterließe?

Er versank in Gedanken. Es war schön gewesen mit ihm, dem Könige des Landstreichergedankens! Schon damals, als er mit seiner fettglänzenden Düte voll Pisciatelli so stimmungsfroh und südlich in der Sonne beim Weine saß; damals, am schräge stehenden Tische vor der Osteria! Damals hatte ihm Holl nichts gegeben als ein schweigendes Beispiel. Ein Beispiel, wie es jede sich sonnende Katze, jedes Huhn, das vor dem Hause Schnee weggescharrt hat, gibt, wenn es die Flügel in der Sonne spreitet und sich raffiniert niederlegt. Nicht mehr. Und es war wie ein Wunder an Weisheit gewesen, wie dieser genügsame Mensch zu leben, zu essen, auszuruhen und sich zu freuen verstand. Leise Ströme von Freude rannen beständig aus ihm in andere hinüber, selbst wenn er in bittersten Worten über die Menschen aburteilte. Denn der Ton war niemals gallig, wenn er redete. Höchstens lebhaft. Er sah ein, daß Holl am liebsten geschwiegen hätte. Er aber, der brave Preuße, hatte ihn immer wieder zum Reden gebracht und

ihm alles mögliche Abstudierbare entlockt: Politik, Philosophie, Anschlußbewegung, zuletzt sogar, was gerade unter Männern, ja oft unter schwärmenden Knaben sogar, peinvoll verschlossen und unberedet bleibt: seine große, heillose Liebe. Es fiel ihm Holls Wort ein: „Dann bitte, fangen Sie an.“ Er selber hatte doch zuerst von Frau Christel begonnen. Und er erschrak. Ihm fiel auch ein, daß Holl ihn vielleicht mit dem Worte: „Schwärmen wir von Frau Christel“ zum Schweigen, zum Versinken, zum grenzenlosen Entzücken hinwegheben wollte, das keine Worte findet.

Das ehrliche, preußische Manneskind telegraphierte an die geliebte Base: „Holl ist mir ebenso wie Dir durchgegangen. Ich konnte nur feststellen, daß ers das erstemal tat, weil Du ihm zu gut, und das anderemal, weil ich ihm zu schlecht gefallen. Karlpeter.“

Gleich kam Antwort.

„Ich bin am sechsten Dezember mit dem Abendschnellzuge in Rom. Christel.“

— — — — — — — — — — — — —

Am Ende: für Karl Peter sah es nicht so schlimm aus, wenn Frau Christel den Holl hier nicht mehr fand. Wenn nun er sie zum erstenmal in der ergreifend schönen Erinnerungswelt umherführen durfte. Es ist schön, zu lieben, auch wenn

man nur wie ein Freund wiedergeliebt ist. Viel schöner, als geliebt zu werden und nicht wiederzulieben. In diesem leisen Brennen und stündlichen Entsagen, in diesem ewig verzagenden und dennoch ewig hoffenden Werben liegt viel wohltuendes Glück. Daß er sie gänzlich für sich allein und in Rom hatte, das war schön; war eine Elegie, die wohllautvoll entsagt. Er tat nichts, um nach Holl weiterzusuchen. Er erwartete mit wonniger Angst die freigewordene, die durchgegangene Frau Christel, welche gänzlich offenen und wunden Herzens, müde, verzweifelnd, verarmt in ihrer Seele und kindesweich zu ihm kommen mußte und ihm hier, als Einzigem, sich anhing. Er überlegte sogar, ob er der erquickenden Persönlichkeit, der unsagbar verführenden Kummerlosigkeit dieses evangelischen Landstreichers obsiegen würde können. Meist verzweifelte er, mit einem Fluche auf den entzückend unnützen Kerl, daran. Aber auch darin lag Anspannendes. Er hatte einen großen, nicht unwürdigen Kampf um eine irre, ja beinahe verlorene Frauenseele zu führen, und das sogar vor einem überwältigend schönen Hintergrunde. Wie immer es ausgehen mochte; man vergaß es (als höchste Anspannung und größte Schönheit, die möglich gewesen wäre) sein Lebelang nicht mehr.

Später überlegte er oft, ob die Tage, die er allein in den Trümmern der Kaiserpaläste gesessen und in den summenden Sonnenschein hineingesprochen hatte: Frau Christel! Frau Christel? — ob diese Tage des Hoffens, des Erwartens, des plänereichen Phantasierens und einer unbegreiflich linden Sehnsucht nicht noch schöner gewesen waren, als die Zeit, die endlich da war. Die Zeit, da sie sicher, ganz sicher morgens auf ihn wartete; wo sie zu jedem Stelldichein ganz sicher kam; schnell, leichten Schrittes, in ihren schönen Schuhen, mit ihren Mädchenhüften, deren Sehnsucht noch ungelöst geblieben war und in denen die dumpfe Unruhe um einen anderen brannte. Denn immer fragte sie dann mit den Blicken: „Weißt du Neues? Hast du nichts von ihm? Über ihn?"

Von ihrem ersten, hastigen Aussteigen an, bei dem sie ihm ja wirklich die Wange zum Kusse hingereicht hatte, war ihr stetes Fragen: „Das Colosseum? Ah! Wo aber ist er?" — „Das Pantheon: Wie schön, daß nur für ihn allein ein kleiner Regenbogen darin erblühte!" „Die kleine Osteria? So arm und so reich ist er! Jesus Christus selber hätte liebreich gelächelt, wenn er ihn da im Sonnenscheine sitzen und sich freuen gesehen hätte! O Peter; er kann sich so freuen! Haben Sie ihm zugesehen, wie er sich freuen

kann? Haben Sie nicht gewünscht, ihm ein Lebelang zusehen, wie ich: vom Tage an, da ihm die ersten Härchen um Kinn und Wangen flammten, in die Zeit hinein, da der Krieg ihm die ersten grauen Haare in den unverbesserlich dichten Schopf drängte, den er nur ein wenig schüttelte, um sie dann mit Anmut zu tragen! Und bis in die Zeit hinein, da in seinem lebhaften Gesicht die graublauen, strahlenden Augen unter einem weißen Busche blitzen werden, wenn er sagt: ‚So merkwürdig viel Sonne!' Ah, Peterl! Haben Sie ihm nicht gern zugesehen?"

„O ja," sagte der aufrichtige Mann, etwas traurig und etwas säuerlich, aber doch lächelnd. Frau Christel war unwiderstehlich verliebt. Sogar sein eigenes, ehrliches Herz begann sich mitzuverlieben. Jetzt tat es Köhle leid, daß er den sonderbaren Kauz so leicht und gerne ziehen hatte lassen. Sogar er, angesteckt von ihr, begann jetzt Rom etwas leer zu finden ohne Holls große Kunst, sich daran zu freuen, wie ein Vogel an den ersten Wärmegraden über Null.

Jetzt half er ihr ganz vernünftig nach dem Entschwundenen suchen. Als er von der verwaisten Quartierwirtin, die Holl lebhaft zurückwünschte, erfuhr, daß der Besitzer desselben Kinos, in dem Holl abends gespielt hatte, in Castellamare ein zweites besaß, dem er die abgebrauchten Filme

weiterschickte, da dachte er sich gleich, dort könnte jetzt der Sucher von Einsamkeit und Sonne sitzen. Und weiterzirpen. Er wußte Bescheid zu erlangen und er behielt so überraschend recht, daß Frau Christel ihm einen Kuß gab. An dessen Festigkeit und holzapfelhafter Kraft fühlte er freilich ganz genau, wie sie ihn gerne hatte. Als allerbesten Vetter auf Erden. Und nicht anders.

Ach, — es war in Rom ohnedies nicht mehr sehr gemütlich neben ihr. Manchmal kam sich der ehrliche und doch ein wenig stolze Junge hier lächerlich vor, wie ein Ehemann, der eine schöne Frau kaufen gekonnt. Alles prüfte ihn, neben ihr. Frau Christel war goldblond bis zum verliebtesten Exzeß. Sie hatte eine mittelgroße Mädchenfigur und eine Beweglichkeit und Schmiegsamkeit aller Glieder, wie sie so keusch und dennoch aufreizend an einer Deutschen beinahe nur in Österreich möglich ist. Sie trug sich mit der Einfachheit der Aristokratin, aber sie hatte immer die übermütig kostbarsten Schuhe, wenn schon auch diese niemals mit dem Motto „Seht her"; jenem Typ, der das nach Männern zappelige Weib bezeichnet; sie waren sündteuer und sahen selbstverständlich aus. In diesen Schuhen ging sie immer mit ganz schmal aneinander gesetzten Füßchen und Beinen, als überschritte sie eine vorsichtig zu nehmende, schmutzige Stelle. Oder als fühle sie,

was dasselbe ist, die Blicke der ihr nachschmatzenden Männer. Sie war in ihrem Wesen nicht zu verhohlen, weil sie sehr frisch war. Aber immer fühlte man, daß sie noch ganz geheim auf ihre Erlösung ausblickte; aus manchmal recht traurigen Augen. Das riß hin und reizte auf, ohne daß sie daran dachte. Sie trug sich so selbstverständlich, als wäre sie ein Kunstwerk aus Bronze oder Chryselephantin, das mit Fleisch nichts zu tun hat. Aber immer fühlte man das Vibrieren dieses einsamen Frauenherzens: W e n n ich einmal — —?

Die Offiziere, und zwar die adeligsten und besten, denen die Schönste grad schön und die Feinste nur eben fein genug war, die waren fassungslos hinter der schönen Österreicherin her; fassungslos wie Hunde. Und darum ebenso vergeblich. Der hübsche und männliche Köhle wurde zuerst immer mit Neid und groß aufgerissenen Augen angestarrt: er imponierte; er war eine auffallende Erscheinung und er trug sich vornehm und mit Bescheidenheit. Aber schnell witterten die Männer das bildschöne Paar ab: „Mbeh: sie liebt ihn nicht. Es ‚geht' also." Das fühlte Köhle. Aber wenn es innerlich in ihm auch noch so kochte, er gab sich nach außen zu wie ein Bruder, dem es nur recht sein kann, wenn sein entzückendes Schwesterchen überall aufgeregte

Wirbel hinterläßt. Nur auf die Dauer wurde dies beständige Hintergangen- und Besiegtwerden in frech ausmalenden Männerblicken unerträglich. Er sehnte sich jetzt den Holl herbei, damit alle römischen Elegants, diese entzückenden Affen und Spazierensteher, einmal sich selber zu Tode ärgern müßten an dem unbegreiflichen Zauber eines Vagabunden, der im Kino Geige spielte, von niemandem etwas annahm, Trinkgelder gab wie ein Prinzipe und wie ein verzogenes Mozartkind glücklich lachte, wenn er angebetet wurde. Und dem Keiner, Keiner die goldblonde Sonne und die goldblonde Frau wegzunehmen vermochte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Derweilen saß Holl im Anblick des Vesuv. Nicht in Castellamare, aus dem ihn der Lärm, der abschreckende und unerhört gemeine neapoletanische Dialekt und die Teuerung samt der Wohnungsnot vertrieben hatte. Er setzte sich in Sejano an, das auf der Halbinsel liegt, welche nach Capri hinausgreift und welche Sorrento und Amalfi trägt. Von Sejano, das seinen Namen nach der Villa des Tiberiusgünstlings heute noch führt, aber aus breitem Neapoletanermaul wie „Schiano" gepreßt wird, von Sejano also hatte er nur wenige Minuten bis Meta und

eine Stunde Radfahrt nach Sorrent, von wo er mit den Fischern, ihnen helfend, nach Capri hinüberkonnte, so oft er wollte. Nach Castellamare ging er in sein Kino immer zu Fuß; dabei sah er den Vesuv vor sich, links das überwältigend anrollende Meer im Riesenbogen der Bucht und rechts über sich Wälder, von deren parkartiger Pracht sich niemand, der sie nicht gesehen hat und das andere, verstaubte Italien in seiner Olivendürre kennt, eine Vorstellung machen kann. Flüßchen kommen aus dem Gebirge herab, wasserreich, von antiken Brücken besiegt unter der Straße durchdonnernd. Alle in Schluchten, zwischen Zedern, Karuben, verwilderten Zitronen, Steineichen und anderem, für Italien wahnwitzig grünen Baumgewucher. Steil heruntergischtend und wie mit einem Liebesschrei, wild und eilig, dem Meer dahingegeben, gleich unter der Straße. Sein Lebelang hätte Holl diesen Weg auf- und abwandern mögen; er war ihm unersättlich schön.

Dort wohnte er nun in einer kleinen Weinkneipe, die, mit wenigen anderen Häuschen zusammen, einen unbeachteten Flecken oder Weiler an einer der schönsten Stellen der Erde bilden. „Man sollte die Stelle gar nie nennen," murmelte er einmal, „sonst findet sie das reiche Geschmeiß gleich ebenfalls schön."

Das Häuschen gehörte dem Padrone Moroni,

der eine Toskanerin geheiratet hatte. Die beiden Töchterchen, Stella und Beppina, sprachen also annähernd die Lingua toscana, wenngleich sie statt palma parma, statt falco farco und statt Amalfi Amarfo sagten, was ein großes Unglück ist. Andere sarazenische Barbarismen hatte ihnen Mutter gleich abgewöhnt. Sie waren im übrigen ebenso appetitlich, wie ihr eidechsenfeines Italienisch, das hier doppelt leuchtete.

Sodann waren sie Vierzehn und Fünfzehn, was dort unten gerade das richtige ist. Beide dazu so rechte Mädel. Und wer weiß es nicht, was so ein blitzendes, duftendes Mädel bedeutet, das ein großes Zimmer am grauesten Tage aufleuchten machen kann, wenn es hereintritt und lacht?

Der eine hätte wohl nach der einen, der andere nach der andern gegriffen, wenn sie überhaupt nach sich hätten greifen lassen. Sie hatten aber bisher stets ein so flinkes Entwinden in jedem erotischen Augenblick bewiesen, daß man sie auf der Halbinsel nur „le due vestalinne" nannte. Nur daß Stella, die Ältere, immer nur lachte, wenn ihre Schwester lachte, deren bezwingendem Geschnatter sich niemand entziehen konnte. Allein gelassen, war sie schweigsam und wand sich vor einem verliebten Griffe, wie er in Osterien wohl vorkommen konnte, rasch, aber still heraus.

Beppina im gleichen Fall lachte, wie das Meer in ganz kleinen Felsbuchten lacht, wenn es sich aus dem Korallengeklipp einen Ausweg sucht.

Beppina war bronzerötlich im Haar, das nur dort, wo es frisch aus dem Launenköpfchen herauskam, dunkelbraun zu werden versprach. Stella war völlig rein und gleichmäßig braun. So hatte auch Beppina weißes, frisches Fleisch und die um ein Jahr Ältere matte, perlblasse und im Sommer olivene Haut. Holl setzte sich, als er einzog, zwischen die beiden Schwestern wie ein Onkel. Weil er an nichts dachte, als daß es sehr schön wäre, zwei ahnungs- und willenlos reine und auch reingewaschene Kinder alle Tage um sich zu haben, so gewannen ihn die beiden kleinen Italienerinnen sehr geschwind lieb.

Erst, bis sie merkten, daß sie ihn beide lieb hatten, wurde es anders, ohne daß er es ändern konnte.

Er in seiner Frische war lange von Frauen weggeblieben; nun saß er da einsam in tollsprießender Natur zwischen zwei toll sprießender kleinen Biegsamkeiten; — bald auch Schmiegsamkeiten. Die Jüngere schien wie zur Tänzerin geboren, und einmal am Abend tanzte sie, ohne recht zu wollen, daß er sie sähe, eine Tarantella. Zu eigener Freude, wie sie kein Fremder jemals

zu sehen kriegt. Als sie das besinnliche Zusehen des Deutschen merkte, ging sie schnell weg und schämte sich. Er rief sie nicht zurück. Da ärgerte sie sich. Und so kam es mit ihr. Indem er nicht verlangte, wurde er langsam verlangt.

Bei Stella war es anders. Er hatte mehr Gefallen an ihr, weil sie weniger das zutrauliche Tierchen, weniger geschwätzig und mehr aufhorchend war. Sie ließ sich wohl lieber erzählen, als daß sie erzählte, aber weil er für gewöhnlich ebenfalls schweigsam war, saßen beide manchmal stundenlang zusammen und horchten auf das donnernde Meer. Dann begann er, bloß weil er sich schämte, das Kind ununterhalten zu lassen, von Deutschland zu erzählen, von Österreich, von Rom und dem prächtigen Köhle, den sie sehen und dann heiraten müßte. Und sie saß und ließ jedes Wort in sich hineinrinnen, wie eben ein Mädel, dem der Inhalt der Rede ziemlich Nebensache ist und der Timbre der Stimme, die Wärme, Frische, Herzlichkeit und werbende Dringlichkeit alles.

„Warum sind Sie von Herrn Köhle fortgegangen?“ fragte am verglimmenden Herde Stella einmal, weil es ihr nicht recht war, daß Holl sie immer Herrn Köhle zubestimmte.

„Warum? Es gibt bei uns in Deutschland ein Wort unseres berühmtesten Poeta, der sehr

viel und leidenschaftlich gern in Italien war; das ist auf einen jungen Philosophen gesagt, der später auch grenzenlos berühmt wurde. Dieses Wort heißt:

„Trüge gern länger des Lebens Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer
würden."

„Was hat das Ihnen getan?"

„Aber Kind! Mein Lehrer hat er sogleich werden wollen! Ein wunderbar braver, guter, gelehrter, ausbündig gebildeter Mann, zehn Jahre jünger als ich, sonst gut erzogen und taktvoll, beginnt sofort, mich Naturkind moralisch und technisch auf die höchste Stufe heben zu wollen! Aus lauter Liebe. Wie ja auch Goethe selber aus lauter Liebe seinen eigenen Sohn seelisch totdrückte. Immer will dieses Volk alle Höhen nur gleich besetzen und bebauen, ohne zu bedenken, daß blühendste Wildnis dort oben, in den Höhen der Menschheit, nicht das Schlechteste ist. Verstehst du mich, Stella?"

„Ich verstehe. Jene sind ja überall solche Schulmeister. Wohin sie kommen, schulmeistern sie. So viel und so oft sie können und wissen gar nicht, wie sie selber dabei aussehen."

„Hast du schon viele Deutsche gesehen?" fragte Holl, überrascht von dem herben Wissen der Kleinen.

„Aber ich war doch Kindermädchen in Capri! Dort sitzen sie alle Jahre, seit vielleicht einem halben Secolo, beim Pagano, und ich habe von ihnen seit kindher immer dasselbe erzählen gehört. Bis Weihnachten halten sie leidlich Frieden untereinander, aber so mühsam, daß vorher schon verschiedene Damen beginnen, sich zu ‚tagliare‘. — So lautet die wörtliche Übersetzung. Das ist ein furchtbar dummes Wort.“

„Also: sie beginnen sich schon vor Weihnachten zu schneiden?“ lächelte Holl.

„Dann entsteht, immer zu Neujahr, in der Kneipe auf dem halben Wege nach Anacapri eine kleine Kolonie, von der der Wirt dort oben lebt. Er freut sich immer schon darauf; denn es ist seine Saison, wenn die Deutschen unten sich zerstreiten. Im Jänner dann bildet sich in Anacapri droben noch so eine Kolonie, welche die Deutschen selber den ‚Salon der Zurückgewiesenen‘ nennen; also die dritte. Keine sieht die andre an, so klein auch die Insel ist. Schlimm ist es und viel Takt erfordert es, zwischen die Lager zu geraten und bei allen ein- und ausgehen zu müssen. Denn sie verzeihen es oben niemals, wenn man auch nur lacht, wenn uns einer aus Capri oder einer an der Scala antica etwas Lustiges sagt.“

„Soso, dann hab ich dir aber meinen Herrn Köhle übel angeschrieben,“ sagte Holl traurig. „Du ahnst ja nicht, wie sehr sich diese Deutschen bemühen, den heitern Takt, der bei euch selbstverständlich ist, in ihre Gelenke zu kriegen.“

Stella lachte herzlich darauf los: „Das haben Sie jetzt drollig gesagt: In die Gelenke kriegen? In der Seele muß man es haben, denn aus der Seele heraus kommt jede Bewegung der Glieder.“

„Ja, siehst du, nun habe ich eine norddeutsche Redensart benützt, die du sehr gut kritisiert hast. Aber dieser Köhle, dieser Mensch voll guten Willens, — und voll Ehre —“

„Signor Enrico, reden Sie von sich selber; erzählen Sie, warum Sie nicht geheiratet haben!“

„Haben“ — sagte Holl sinnend. „Das heißt, es ist nun zu spät.“

„O, bei Ihnen nie!“

Sie sagte das so lebhaft, so überzeugt, daß er sogleich wußte, es war keine Liebenswürdigkeit. Er setzte sich ganz langsam aufrecht. Er hatte sich für zwar zeitlos, aber auch abgetan gehalten. Er sah Stella erstaunt und nicht unglücklich an. Da wurde das tiefbraune Mädchen, bei dem er ein Erröten für ebenso unmöglich gehalten hätte, wie bei einer Quinteronin, bis unter die Haare und bis in ihre junge Brust hinein dunkel.

Sie saß da, wie ein hypnotisiertes junges Huhn, dem man die Beine unter dem Leibe weggezogen und es auf eine höchst ungewohnte Seite gelegt hat. Sie konnte sich unter seinem Blicke gar nicht rühren und schämte sich fürchterlich.

Da nahm er eine der kleinen, braunen, widerstrebenden Hände, küßte sie wie die einer Königin, küßte dann länger und andächtiger die andere, die sie ihm schon etwas linder und willenloser überließ, kniete dann vor ihr nieder und berührte mit den Lippen ihre Knie; alles ganz bedächtig und unbeabsichtigt, weil er sich übermaßen beschenkt fühlte. Stella ließ alles geschehen und sah immerzu weg, in den dunkelsten Herdwinkel hinein.

„Ach," sagte Holl, „daß ich dennoch so alt bin. Wegzuwerfen. — In wenigen Jahren!"

Stella legte ihr Gesicht in die Hände, wollte antworten und wußte kein Wort.

„Ach, was soll ich mich kränken! Ich bin wie eine Artischocke, die bloß noch zehn Blätter hat," sagte Holl, der wieder lachen konnte. „Stella! Nicht etwa, daß die vielen andern fortgegessen worden wären von vielen kleinen Naschkatzen! Aber, es sind eben, wie es gekommen sein mag, viel zu wenig übergeblieben."

Er ging. Stella glaubte es nicht, daß er fortgehen konnte, jetzt. Sie hob erst bloß die Augen aus den Händen und schaute verstohlen. Dann tat sie das ganze Gesicht empor, schaute ihm voll nach. Voll Enterbtheit; voll Leerheit. Sie hätte am liebsten geschrien, aber ihre Natur ließ es nicht zu. Es war ihr schon ein Glück, daß die gelenkere, kleine Schwester, sogleich nach Holls Türklinkenklapp, hereingeschossen kam und zutunlich, aber sehr geschwind fragte: „Habt Ihr gestritten?"

Stella schüttelte unendlich weich den Kopf. Sie hatte jetzt kein anderes Gefühl, als den Wunsch, die Handküsse des Fremden auf ihren Knöchelgelenken weiter zu spüren; denn er hatte sie, etwas unziemlich, weit oben geküßt.

Die Schwester fragte und fragte. Stella schüttelte immerzu den Kopf. Endlich erzählte sie, um die Schwester abzulenken, was ihr Holl einmal über das Geheimnis des auf der ganzen Erde mißverstandenen österreichischen Handkusses vorgeplaudert hatte.

„Einen Handschuh, also auf der Gasse, küßt man nie. Nur, wenn man etwas erlangen will, deutet man mit den geschlossenen Lippen darauf. Eine Hand, die man wunschlos verehrt, küßt man bei uns leise zwischen Handrücken und Fingerspitzen. Immer näher an die Fingerspitzen, je

mehr man sagen will: Ich bete dich bloß an, wie einen reinen Engel. Das weiß bei uns jeder Gauner. Liebt man achtungslos und hundsgemein, so dreht man eine Hand im Handschuh hinauf und küßt die zusammengequetschten Ballen am Daumengelenk, was pöbelhaft deutlich ist und im Grunde nur einer Frau widerfahren kann, die selber schon gesagt hat: ich mag. Es ist dort auch nicht die mindeste erotische Stelle.

Was aber an einer Frau viel erzählt, das ist der Handrücken. Er kann so voller Sorgen sein! Dann streift man ihn, als wollte man abbitten, daß das Leben so arg und hart für sie war, aber man küßt ihn nicht. Ein kräftiger und saftiger Kuß bezeichnet überhaupt immer den Tölpel, der im Leben ebenso weiterschmatzt, wie bei dieser öffentlich geheimen Gelegenheit des österreichischen Handkusses, den kein forschendes Auge leicht ergründen soll, und den immer nur die Frau fühlt, der er gegeben ist. Dann aber gibt es einen Handkuß, der die unscheinbarste und dennoch schamloseste Liebeserklärung bedeutet; eine, die man vorderhand nicht sagen kann. Es kommt vor, daß man einer Frau sagen will: dein Gliederbau ist für mich das, was ich an meinen Söhnen oder Töchtern wiedersehen möchte. Das sagt dann der Kuß aufs Handgelenk, welches

die ganze Rasse, das volle Geheimnis einer Frau bedeutet. Dieser Kuß darf sich nicht im mindesten regen, und die Lippen müssen, solange es die Frau haben will, aber vor allem, solange es die Beobachtung anderer gestattet, ruhig bleiben, liegen bleiben, als wollten sie hier ihre Siedlung fürs Leben aufschlagen. Das ist der Handkuß ohne Kuß, der jede Frau bis ins Tiefste durchschauert; denn er wirbt um Leben oder Tod. So ist unser österreichischer Handkuß, von dem ich dir noch manches erzählen könnte. Und nun sage mir bloß daraus, ob wir Barbaren sind."

Stella hatte Holls ehrfürchtige und dankbare Lippen am heutigen Tag eine ganze Weile auf dem schmalen und kurzen, sehr feinen Knöchelgelenk gefühlt und war davon völlig benommen und verwirrt. Sie ließ die Schwester tierchenhaft weiterschwätzen und versuchte immer wieder, dieses Stilliegen der Lippen des fremden Mannes in sich aufzuhalten und zu fühlen. Aber bald war es weg, denn gar zu lebendig und lustig plauderte die Schwester.

„Was hat er dir nur gesagt? Was hast du ihm geantwortet, daß er weggegangen ist?"

„Nichts, laß mich!"

„Hat er dir Anträge gemacht?"

„Nein, nein, im Gegenteil!"

Das rotblond umringelte Meernixengesicht des Schwesterchens wurde beinahe breit vor Glück. „Zurückgewiesen kann er dich niemals haben?!“

„Ich habe ihm keine Ursache gegeben, mich zurückzuweisen!“ fuhr Stella auf und stellte sich drohend vor die Schwester, welche jetzt erkannte, daß es ihr schlimm ergehen könnte.

„Was steckst du dann so den Kopf hinein?“ fragte sie kleinlaut. „Ich bin gut aufgelegt, ich habe dir helfen wollen; gut, ich gehe jetzt.“

„Nein, bleib. Er hat mir gesagt, denk dir, er wäre alt und in wenigen Jahren wegzuwerfen.“

„Dann antwortet man, schon aus Höflichkeit, daß man einen ungewöhnlichen Mann überhaupt noch nie und nirgends weggeworfen hat und Ungewöhnlichkeit mit den zunehmenden Jahren stiege, während Gewöhnlichkeit abnähme.“

„Er hat gesagt, er wäre wie eine Artischocke, die nur mehr zehn Blätter hätte.“

„Dann hätte ich gesagt: Um so besser, da käme der Fondo schneller dran!“

„Das hättest du ihm gesagt?“

„Natürlich hätte ich es,“ lachte die Kleine.

„Aus Höflichkeit oder aus Überzeugung?“

„Aus Freude.“

„An ihm?“

„Was: an ihm. Natürlich an ihm! Heute ist er noch zum Freuen. Wenn ich bei einem

Manne immer ausrechnen wollte, wie lange er noch zum Freuen ist, ich dürfte erstens niemals heiraten, sodann niemals die Ehre genießen, einem reifen Menschen zu gefallen, und zuletzt säße ich dennoch breitgeschlagen inmitten meiner Berechnungen."

„Ich will ein für allemal mit Einem zusammenbleiben," sagte Stella.

„Na, und wenn der Enrico es wäre! Würde er denn an Bewegung und Auge und Freude abnehmen? Kannst du dir den jemals müde und verbraucht vorstellen?"

„Beppina, du bist ein abgefeimtes Mädchen, und ich mag nicht sagen, ein schlechtes."

„Sag' ein schlechtes. Denn ich wollte dir gerade sagen: Außer wenn du ihn verbrauchst! Na; und was gibt es denn für eine Frau Beglückenderes, als einen seltenen Mann mit Blättern und Fondo aufgegessen zu haben?"

„Du bist zuviel im Cinema von Castellamare; du liest zuviel Romane und bei alledem lernst du nichts, als überall Schamloses reden. Statt das in dich hineinzuschweigen," sagte Stella, stand auf und ging hinaus.

„Du," sagte Beppina, „jetzt gehst du sicher ans Meer. Ich, was ich bin, ich ginge zum Signor Enrico."

Stella drehte sich um. „So, du gingest?"

„Noch nicht. Ich lasse dir eine Zeitlang den Vortritt," sagte das gewichste Dirnchen mit derselben Verbeugung, die ihm zuletzt im Kino von Castellamare am besten gefallen hatte.

Stella ging wirklich ans Meer hinunter, und es grollte in ihr so tief und rätselhaft wie im Elemente selber. Manchmal schaute sie wohl auf, ob er nicht daher käme. Unwillig wäre sie drüber nicht gewesen. Aber sie wünschte ihn nicht. Sie fürchtete ihn eher. Wie eben ein Mädel es in sich hat.

„Sie ginge zu ihm; sie!" Natürlich ginge Beppina zu ihm! Und Stella, die, wie beinahe jede Italienerin, keine Ahnung von der Größe der Natur hatte, welche sie umgab (ebenso wie der deutsche Bauer niemals weiß, daß er mitten im Paradiese leben könnte), Stella ging am Meere auf und ab und das Meer donnerte. Sie ging auf und ab, weil Enrico das immer so tat. Es war dasselbe, als ob Goethes Mutter, um die Zeit, da sie noch ein Backfisch, aber schon in einen Kaiser verliebt war, sich in einen katholischen Dom schliche, um dort ihr Gesicht in den Händen zu vergraben, weil sie es am unglücklichen siebenten Karl so gesehen hatte. Die kleine Mamsell Textor schwamm dabei sicherlich in Wonne, während durch das Gehirn des armen Kaisers eine Weltennot ohnegleichen zog. Aber die Geste war

dieselbe. Stella kam sich erhaben vor, weil sie einsam, grollend und hilf- und zwecklos da umherwandelte und manchmal sogar versuchte, Holls größere Schritte nachzuahmen. So ein lieber Affe kann ein Mensch und ein Mädel sein.

Damals kam Holl nicht zu ihr. Er war in Castellamare, wo man auf sein Spiel aufmerksam geworden war, so daß der Direktor ihn auch für die spätabendlichen Vorstellungen, gegen Bezahlung von Überstunden, heuern mußte. Darum kam Holl jetzt immer erst gegen Mitternacht nach Hause, denn er ging stets zu Fuß.

Es gab sogar bei seiner leichtsinnig beschwingten Gangart eine gute Stunde über Vico Equense bis nach Sejano. Darum ging Stella jetzt in recht erhabener Einsamkeit spazieren.

Als sie heimkam, war Gesellschaft gekommen. Ein fremder deutscher Herr; blond und etwas zu sehr soldatenhaft gedrillt in seiner Haltung. Und eine wirklich verdächtig schöne Frau; verdächtig schon dadurch, daß sie blaß, aufgeregt und nur mit aller Anstrengung noch verhalten und gefaßt aussah. Stella erstarrte an der Schwelle. Die fremde Frau wurde noch blässer, als sie das schöne Mädchen ersah, und beide erlebten das Schmerzlichste und Stechendste, was einem Weibe widerfahren kann: eine Nebenbuhlerin ahnen und zugeben müssen: sie ist schön. Erst als Beppina,

eilig und laut, hereinkam und ebenfalls gleich offenkundig stehen blieb, wurde es den beiden andern leichter, so daß sie unbefangen miteinander zu tun vermochten.

Köhle hatte gemerkt, in was für Luft sie geraten waren. Er gab also die Base und sich selber für nahe Verwandte des Herrn Holl aus, der doch hier wohne? Ja, er wohne hier, sagten etwas aufatmend beide Mädchen zugleich. Dann kamen Vater und Mutter und nun wurde über Quartier und Nachtlager verhandelt. Es war hier nicht zu erhalten; die Herrschaften mußten nach Vico Equense zurück oder weiter hinunter, nach Massa Lubrense (ein Wort, das der Neapolitaner entsetzlich ausspricht), denn in Sorrent und sogar in Meta wäre alles überfüllt.

Frau von Gramschitz bemerkte das triumphierende Aufatmen der beiden Mädchen und ihr Herz zog sich bei dem Gedanken zusammen, daß sie bis hieher gereist sein könnte, um den einzigen Mann bei einer jener großen und törichten, aber häufigen und schwer heilbaren Leidenschaften zu einem ganz jungen Mädchen anzutreffen. Köhle war eher vergnügt.

Die fremden Herrschaften, übrigens die ersten Deutschen seit einem halben Jahrzehnt, wollten nur noch ein wenig essen. Frau Christel

tat nur so, während Köhle männlich dreinhieb. Frau Christel warf, wenn die Mädchen mit Köhle oder den Eltern beschäftigt waren, einen geschwinden Blick nach der Türe, zog das kärgliche Abendessen hinaus und erreichte endlich den Augenblick, in dem Holl eintrat.

Der Östreicher stand einen Augenblick stille, dann freute er sich aber wirklich. Halb als geschickter Galgenstrick, halb wirklich; denn es war rührend, daß ihm diese beiden verlassenen Menschenkinder nachgereist waren. Seine stürmische Fröhlichkeit, die sich bald zu einem stillen Vertraulichwerden legte, beruhigte die beiden Mädchen. Auch verglichen sie die große und viel stattlichere Gestalt des Köhle mit der grazileren des Östreichers, die frische und kerzengerade Jugend des ersteren mit der behaglichen Lässigkeit des älteren Mannes und hofften sehr mit Herrn Köhle zu dessen Gunsten, wenn schon ihnen der unverbesserliche Holl besser gefiel, wie zumeist den Frauen das Unverbesserliche.

Dann wurden die Augen der beiden kleinen Italienerinnen weit und forschend. Denn Frau Christel begann deutsch zu sprechen: leise und so weich, daß sich die beiden Südkinder wunderten, wie klangreich, wenn auch con sordino, die verächtliche Sprache sich erheben könnte! Frau Christel aber sagte:

„Holl, ich bin meinem Manne offenkundig durchgegangen. Wenn man auf der Welt erreichen will, was die Menschen einem glauben sollen, dann muß man immer durchgehen. Das tun wenigstens Sie. Gramschitz hat mich beurlaubt und ich darf zu Ihnen! Unwiderruflich, wenn Sie mich annehmen. Gegen Begnadigung, wenn Sie mich nicht mögen. Sie haben mir einstmals versprochen, es mir augenblicklich mitzuteilen, wenn Sie mich nicht mehr lieben. Es sind viele Jahre her und Sie haben es mir nicht gesagt. Nun bin ich da, Holl, und frage!“

Der hilflos werdende Mann sah Köhle an, der sich erheben wollte, was die beiden Mädchen augenblicks bemerkten. Er legte ihm, während er übersann, was er nun zu tun hätte, den Arm auf die Hand und sagte in diesem Augenblicke: „Ja, Frau Christel, ich liebe Sie und habe nie eine andere geliebt, seit ich von Ihnen weggegangen bin. Aber ich bin Ihrer nicht wert. Ich wäre auch völlig unbrauchbar für Sie. Beides wird mir Herr Köhle gerne bestätigen.“

Köhle schwieg, sagte weder Ja noch Nein und verbiß die Angst in seinem guten und treuen Herzen so völlig, daß er sogar für die forschenden Augen der beiden kleinen Klugheiten ein fast apathischer Zuhörer schien.

„Also ja,“ sagte Holl. „Und es ist wahr.

Ich verzweifle an meinem Volke, ich bin landfremd geworden, bin wieder geworden, was Gott am ersten Schöpfungstage mit uns gemeint haben konnte. Mir kann kein Weib der Erde nachfolgen, als etwa eine Zigeunerin. Jede Frau will zuletzt seßhaft sein. Ich werde das nie mehr können, und sie würde neben mir untergehen. Von Kino zu Kino, von Kneipe zu Kneipe wandern, um mich am Klavier zu begleiten und mir bestenfalls einen Messerstich zuzuziehen, wenn ich ihretwegen einem Kerl ins Gesicht schlüge, das will und wird sie nicht."

„Heindl," sagte Frau Christel bittend. „Wenn du mich lieb hast, so können wir ja unser Los beiläufig halbteilen? Du mußt nicht soviel umherwandern und nicht in kleinen Spelunken spielen. Ich könnte schon so etwas wie eine Begleiterin, auch in der Musik, für dich werden! Aber müssen es denn Falstaffkneipen sein?"

Holl tat sein Gesicht in beide Hände: „Laß mich überlegen, Christel," sagte er leise. „Es ist das zu schnell gekommen. Ich glaubte dich weit dort droben. Ich wußte nicht, daß es dich so rettungslos angepackt hat wie mich. Daß eine Liebe, wie sonst nur Heimweh, ohne jede Nahrung in einem Menschenkinde Jahrzehntelang glühen kann, das hat es bisher doch nie gegeben?"

„Der Gedanke: der andere war unvergleichlich und einzig in meinem Leben, der stirbt nicht ab.“

Hier ging Köhle leise und erschüttert hinaus. Er wußte nicht, sollte er sagen: Verflucht unverbesserliche Weiber! Oder sollte er sagen: Du heiliges Menschenkind. Da saß diese sonst abweisende, für stolz geltende und umworbene Frau und warb selber mit ihrer sanften Stimme um ein Exemplar, — um ein Exemplar... Er fand keinen andern Ausdruck. Diesem war sie durch halb Europa nachgefahren und hatte Mann und Gut, Ehre und Reichtum und Arbeit stehen und liegen gelassen; nur um eines, vielleicht für Östreich typischen Unikums willen, das am eigenen Volke verzweifelte, das heimatlos geworden war, wie ein Jude, und die einzige Tugend besaß, jene Konsequenzen zu ziehen, vor denen die andern, langsam verhungernd, zurückschreckten: „Sein Sach' auf nichts zu stellen.“ Zu tun wie ein wanderndes Tier, das auch niemand aufzuhalten vermag, wenn er es nicht töten will. Irgendwohin ziehen, wo Nahrung und Sonne noch da ist, und alles hinter sich im Stiche lassen.

Das konnte der durch und durch treue Preuße nicht. Das wollte er nicht und das verurteilte er. Viel hatte er neu gelernt. Er fühlte sich

versippt und Bruder geworden jedem deutschen Arbeiter, der ein Edelmannsherz im Leibe trug, wie er selber, Hanspeter Köhle. Aber er wußte: Nur in der Familie geht es abzutun, das Schwere! Nur in der Bruderschaft des eigenen Volkes: nie in sich selber und allein und durchbrennerisch.

Diesmal rannte am Südmeere der ostpreußische Landjunker umher. — Um sein ehrliches Herz zu prüfen. Ob er nicht gerade heute, und nur aus Eifersucht, über den Blender so denke? Holl hatte ihn ja ebenso umwickelt, ebenso völlig, wie es ihm bei dieser Frau, bei den beiden Wirtskindern und bei dem Volke dort im Kino gelungen war: immer stand er wie willenlos, ja fliehend vor der vielen Liebe! Köhles Volk stand, wie ein Brückenpfeiler, in beständigem Hasse. Sollte man nicht von ihm lernen? Wurden nicht vielleicht beide Völker geboren, um sich wunderbar zu vermischen? War nicht durch Luther, durch Bismarck, durch die alldeutschen Schreier zuletzt, eine verderbliche Grenzschranke seit einem halben Jahrtausend dort gezogen, wo innigste und freudigste Anerkennung beider (vereinsamt entwickelter) Stämme so nottat? Er wußte es sehr gut, daß er besser, härter und zuverlässiger war, als etwa der Holl! Aber war der nicht geliebt, war er nicht eben wegen seiner Leichtigkeit beherrschter in allen Gliedern? Viel mehr als er, Köhle,

der Turner und Fechter? War er, der weniger Gereiste, nicht viel mehr Weltmann als er? Vielleicht gab es ein paar junge deutsche Seeleute aus der Kriegsflotte von ehedem, die, endlich, die ganze Erde herum, ähnlich abgeschliffen und (für einen Deutschen fast unglaubhaft) urban, zugebend, freundlich und leichten Tones geworden waren, ohne darum von ihrem innersten Programm zu verlieren!? Die Millionen anderer seiner Landsleute rollten sofort dieses Programm auf, auch wenn sie es bloß aus ihrer Zeitung gelesen und „angelernt hatten; was am Menschen das Allerschlimmste ist“, wie Holl zu sagen pflegte.

Köhle also durchfurchte seine ehrliche Seele wie mit einem Pfluge, auf daß sie schmerze und aufnehmbar würde für Samenkörner. Er sagte sich die Worte eines ernsten und wuchtigen österreichischen Dichters vor:

„Denn die Alltäglichkeit macht dumpf und schändet
Den Gott in uns und gibt dem Tier den Rest,
Daß wir es tragen wie ein dumpf Gebrest,
Dies Tiersein, das den Menschen erst vollendet.“

— — — — — — — — — — — — —

So klug und ausgelernt war Köhle immerhin, daß er das wußte: Es gibt keine fürchterlichere Alltäglichkeit als die Alltäglichkeit der Schule, die „Menschen zu bilden“ vorgibt, die aber nicht etwa einseitig einen wackern Beruf ausbildet. Und so war er: Geschult. Und damit alltäglich geworden. Alltäglich wie eine Zeitung.

Darf es denn etwas anderes für die geben, welche nichts anderes haben als den Alltag? Gibt es ewige Feiertagsseelen ohne Sonnenflecken? Ob selbst Christel eine solche war? Köhle blieb stehen. Aber trotzdem: Ist denn Frau Christel alltäglich? Und ist es Holl? Und warum sind sie es nicht? Aus dem heraus, was wir Trieb nennen: „Dies Tiersein.“

„Alltäglichkeit.“ Der Fluch bildet die Mahavakhya (das große Wort) des Arbeitsmenschen! Ihm ist kein Feiertag gegeben. Vielleicht hatte das deutsche Volk seinen Weltkrieg, weil es niemals ein feiertäglich Gewand anzuziehen wußte, während es ja vom Österreicher hieß: „Immer ist Sonntag.“

Ob nicht jene hochverehrtesten Größen, welche, anno Rüttli, Augsburg und Königgrätz, Nord und Süd getrennt haben, das deutsche Volk um das Letzte und Höchste gebracht hatten? Um sein Menschentum? Ob nicht gerade sie, welche jene Grenzpfähle setzten, das Stück Süden, das Stück

unbekümmert fremden Blutes abgesperrt hatten, von dem ihm dieses wiederkam: „Dies Tiersein, das den Menschen erst vollendet?“ Köhle, der eine geliebte Frau verloren wußte, sann weiter: „Und dennoch rechnet man heute bei uns nur aus, was uns Österreich einstweilen an Wäldern, die verpfändet sind, Zuflüssen, die alle gegen Osten rinnen, Salz, das wir ohnedies aus dem Meere haben, und Rekruten, die wir vielleicht in fünfzig Jahren erst wieder gebrauchen können, geben könnte! Aber ist es nicht doch zum Nachdenken? Da rennt nun die beste aller deutschen Frauen einem österreichischen Tagedieb (oder vielleicht auch einem erstgeborenen und noch unerkannten Schenker des Tages) nach!

„Ob nicht jede von diesen unbelehrten und unverdorbenen Frauen uns stutzig machen sollte?

„Und dann: wenn sie ihr Ziel mit ihm gefunden hätte? Was tue ich noch hier? Der sein, den man höflich behandelt, weil er eben da ist? Oder, wenn ich zu rechter und womöglich in allzu früher Zeit gehe, wie er es immer tut. Kann ich dann nicht abwarten, was durch meine Gegenwart nur immer schlechter für mich wird? Bei einem Backfisch, bei einem gelangweilten Weibchen kannst du durch ewige Nähe alles erreichen. Bei einer in sich zusammengeballten Frauenseele, die zu blühen begehrt? Nur dann, wenn du

nach einem unvorhergesehenen Froste als Frühjahr kommst. Und das zu rechter Zeit. Damit Halloh: — Karlpeter Köhle wird sich, nordisch umnebelt, empfehlen!"

Auf den Kopf gefallen war er nun wirklich nicht. Und da er auch sofort zu tun gewöhnt war, was er für gut befunden hatte, so fühlte sich Frau Christel wahrlich wie von allen guten Geistern verlassen, als sie die respektvollen Abschiedszeilen Köhles in der Hand hielt:

„Meine angebetete Base! Mein unvernünftiges Kind und zugleich auch vielleicht meine Erleuchtung! Ich muß Dich jetzt, um meinet- und Deinetwillen, mit Deinem jahrzehntelangen Traum allein lassen. Ich gehe. Ich gehe, weil ich weiß, ich habe Dich an ihn verloren. An ihn, weil er Dir niemals den Alltag bieten und bereiten wird. Weil er Dir, beständig reizvoll und niemals zum Verbluten, das Herz aufzureißen versteht. Solltest Du aber jemals keine schöne Frau mehr sein und eines Freundes bedürfen, der sich für Dich das Herz aufreißen möchte, so benachrichtige vor jedem andern Deinen treuen Karlpeter. Inzwischen gehe ich arbeiten."

Frau Christel drinnen in der Stube gab dem Holl das Blatt. Sie gab es ihm, nach einem jähen Aufzucken, während dessen sie es am liebsten vor ihm versteckt hätte, als eine Art Treubruch.

Sie gab es ihm in die Hand, wie einen erbeuteten Skalp. Etwas erschüttert. Über einen Getöteten? Über ein erwachendes Gewissen? Ein wenig triumphierend, weil sie andern so sehr gefiel?

Holl las es, las es mehrere Male und sagte: „Du guter, guter, vortrefflicher Junge! Arbeiten geht er: viel besser, als ich!" Und versank in Schweigen.

Frau Christel sah ihn lange Zeit ängstlich an. Dann, nachdem die allzu stille Nacht, ihre völlige Verlassenheit und die Fremde sie bis zur Angst getrieben hatte, sagte sie:

„Jetzt sitze ich hier. In einem Orte, dessen Breitegrad und Stunde und Qual kein Mensch kennt, außer du."

„Solange du in solchen Stunden bei mir bist, bist du mein Kind, mein eigenstes Kind," sagte Holl und strich ihr zärtlich genug übers Haar, daß sie glücklich zusammenschauerte.

Holl war immer trotz seiner Sinnenfreude keusch geblieben bis auf die wenigen hingerissenen Augenblicke, für die selbst ein Heiliger nicht getadelt werden könnte. Aber dieses beinahe unerträglich süße Heute und Jetzt, mit ihr, das ging ihm in die Knie. Er zitterte; es war ihm von den Hüften abwärts so elend schwach und zugleich lastend und schwervoll zumute, daß er (der überall durchzugehen pflegte, wenn ihm etwas

gegen seine Art oder Unart ging) am liebsten, unter irgend einem Vorwand, aber aus wirklicher Angst, das gefährlich süße Weib jetzt verlassen und auf alle Schrecken des Nichts warten gelassen hätte. Jedoch war er zu solch einem Vagabundenstreich immer noch zu ritterlich oder bürgerlich. Und auch, ob sich selber, zu klar überlegt. Er stand also auf und sagte: „Christel. Geh jetzt schlafen. Ich selber werde dich in dein Zimmer begleiten. Dann gehe ich. Und sobald ich denken kann, daß du fertig in deinem Bette liegst, dann komme ich wieder. Wir werden ja hier doch für weiß Gott, was angesehen. Uns hilft nichts mehr gegen den schlimmen Ruf. Ich gebe dir aber nur einen Gutenachtkuß, ohne daß du im kleinsten vorher denken sollst, ich wollte deine Hilflosigkeit benützen, um dir jetzt was anzutun. Kurz und gut: vorderhand und bis unsere rettungslose Zeit gekommen sein mag, bin ich dein Bruder und dein Vater! Geht's gar nicht mehr anders, dann helfe uns Gott: dazu oder davon; wie er's will oder kann."

Frau Christel saß unbeweglich. Sie suchte in seinen Worten Ironie, Verachtung, alles, nur nicht, was er gemeint hatte. Er war wie ein Junge und hatte geredet wie ein solcher, der immer das Rührendste und Heiligste unter recht volkstümlichen Ausdrücken zu verstecken sucht, da-

mit er nur nicht ausgelacht wird. Die Frau, welche sich abgewiesen vermeinte, war verletzt: Sie sann und argwöhnte irgend etwas. Aber immer tiefer drang der zuerst verlegene und tastende, dann eindringliche und zuletzt liebevolle Ton seiner Stimme in ihr Denken ein.

Weil sie aber immer noch etwas kleinlaut, wennschon nicht mißtrauisch war, legte sie den Kopf nach ihm zurück und fragte: „Ist alles in dir gut und rein? Du! Heini?"

„Noch nicht," sagte er. „Aber darum gehe ich ein Weilchen in frische Luft. Wenn ich zurückkomme, dann bin ich entweder dein guter Engel oder ich bin dir rettungslos verfallen."

„Sei, was du mußt. Aber sei lieber mein guter Engel," sagte Frau Christel mit einem kleinen, etwas ängstlichen Blick in seine Augen, welche ihr wirklich Sorge machten. Dann ließ sie sich von ihm begleiten und zu Schlafe bringen, und er ging mit dem Worte fort: „So, jetzt ist es Zeit, und ich war brav. Nicht?"

Dankbar und nur etwas fragend rief sie ihm zu: „Gutnacht?"

Dann legte sie sich zurück. Nicht ihre Sinne waren aufgewühlt! Nur ihr Herz. „Was hat er? Warum verwirft er mich? Will er denn, daß ich, ausgeschämt, nach ihm begehre?"

Und so warf sie sich umher. Sie war eine

von den vielen Frauen, welche mit dem Herzen lieben und niemals vom Manne auf Sinnenbrand zu dressieren gewesen waren.

Sie wollte das Wesen. Wegen seines Wesens hatte sie alle Scham und sogenannte Ehre fortgeworfen. Deswegen war sie ihm nachgefahren über Alpen, Karst und Apennin. Wohl war sie bereit (wie jedes ganze Weib), auch das Letzte wegzugeben. Aber selbst in ihren einsamsten Nächten rief sie sich wohl seinen Mund, seine Stimme, den unbesorgten Glanz seiner Augen zurück, seinen raschen, leicht gebliebenen Gang, kurz das ganze Phänomen seines ewig jungen Wesens, nie aber eine keuchende Minute.

Wer das nicht glaubt, hat nie ein reines Weib besessen.

Nun aber ist ebenfalls keinem Leser zu helfen, wenn er unerträglich fände, was nun weiter geschehen sollte, wenn auch nicht mußte.

Aber so ging es dennoch zu. Holl nämlich fand vor dem Hause, im Stallschuppen, in dem das Reisig lag und das wenige Heu, die kleine Stella. Er hörte irgend etwas, in den Pausen, die das anrollende Meer freiließ. Er dachte zuerst an ein Tier; dann an Diebe und zuletzt an einen Liebhaber eines der beiden Mädchen. Die Streu krachte, denn Stella zerstieß in ihrer Wut und ihrem Schmerze alles um und

unter sich mit den hilflosen, kleinen Füßen. Dann schluchzte sie wieder. So trieb sie es schon, seit Holl fortgegangen war. Bis zum Selbstmord wollte sie es so weitermachen, ehe der elend graue Morgen emporstieg! Endlich aber kam die Sekunde, die ihr durchs Mark ging. Ihre südlich feine Tierhörigkeit hatte ihr gesagt: „das ist sein Schritt".

Zuerst hielt sie sich freudvoll stille. Dann argwöhnte sie, daß dieser etwas schwere Tritt müde sein könnte. Süßmüde von vielem Erlebnis mit der schönen blonden Frau. Und jetzt heulte sie wildlings drauf los. Er mußte jetzt kommen!

Freilich kam er gleich. Er hatte sie auch gleich geahnt und erkannt, trotzdem es Neumondzeit und sammetschwarz war ringsum. „Stellina? Geliebteste! Wer hat dir was getan?"

Stella wollte losschreien: „Du, du!" Aber es wurde alles unverständlich. Denn jetzt, wo er da war, konnte sie erst recht wonnig drauf losstürmen und weinen, was nur so ein Mädchenleib aushalten konnte.

Nun mußte er sie wohl anfassen. Sie wehrte ihn bloß mit den Worten ab: „dopp' un'altra?" — nach einer andern? Aber sonst hielt sie sich stille und erbebte bloß mit den immer neuen Stößen ihres Schluchzens.

Der Vielgeliebte war ungeheuer verlegen.

Da saß er. Er hielt eine ganze Weile, ziemlich bewußtlos und sehr dumm, den jungen Körper, der die Wonne jedes klassisch Geschulten gewesen wäre. Wie ein teilnehmsamer Gymnasiast saß er neben ihr und hielt und hielt sie.

Stella schluchzte weiter.

Endlich fühlte sie, daß sie es wäre, die ihn nur immer dümmer machte. Sie begann also, etwas verständlicher und nur selten von so zerschluchzten und darum unverständlich bleibenden Worten unterbrochen, zu reden: „Was sind Sie, Enrico? Daß alle Sie so lieb haben müssen? Und warum haben S i e niemanden lieb? Ist es diese Signora drinnen allein? Aber Sie sind ihr doch fortgefahren? Und sie ist Ihnen nachgefahren. Enrico: lieben Sie sie?“

„Ja,“ sagte Holl tröstend; „aber wie einen Engel; nicht anders.“ Und nun wieder: „So, Stella, wie ich d i c h liebe, so sollst du nicht geliebt werden. Und darum gehe ich an dir vorüber und lasse dir und deinem künftigen Manne die Freude und die Ehre. Verstehst du mich?“

„Mir ist alles gleich,“ weinte Stella in Stößen heraus.

„Eben darum,“ sagte Holl etwas verschüchtert.

„Was heißt: Eben darum?“

„Weil dir alles gleich ist, so muß ich stille

sein und abwarten, bis dir der Sandro aus Massa lubrense mehr ist als ‚gleich‘.“

„Quäl mich nicht! Hörst du? Quäl mich nicht! Soll ich dich noch bitten, daß du mit mir machst, was du willst? Oder gar, daß du mit mir machst, was ich will?“

Und gleich hing sie auch schon an seinem Halse und erstickte den wahnwitzigen Schreck seiner schwach werdenden Knie, indem sie an ihm trank, als wollte sie seine Seele heraussaugen.

Da sank er freilich mit ihr zu Boden, und keines bedachte, daß ihr Schluchzen gehört werden könnte.

Die Nacht aber war tief und gnädig. Was ihnen jetzt widerfahren war, blieb verhohlen. Eins geworden, saßen sie dann wieder auf der Bank und atmeten langsam und tief. Das Meer unten schnarchte seine Riesenatemzüge. Immerzu brandete es an und ab; sie saßen müdwonnig stille.

Lange Zeit. Die Sternbilder neigten sich immer mehr! Es kam ihnen vor, als sähen sie, leise schwindlicht, wie sich der große Wagen auf den Kopf stellte. So drehte sich die Zeit, bis Stella erschrak.

„Du, sag mir was Liebes!“

„Stella, was hat dir ein Mann zu sagen, dem du ein solches Geschenk gemacht hast? Ein

Geschenk, dessen ihn jeder jüngere Mensch unwürdig erklären würde."

„Unwürdig, du! Der du tröstender bist, als ein Sakrament. Jünger? Wer denn ist jünger als du!"

Und mit einer nicht zu nennenden Zärtlichkeit nahm sie ihn in die Arme und betete ihn an, mit trinkenden Lippen und kleinen, seufzenden Unausgesagtheiten. Endlich schnellte sie selber empor. „Wenn die da droben uns zugehört hat?"

„Das täte mir so sehr leid," sagte Holl traurig.

„Du, wir müssen hinauf. Und du mußt zu ihr. Jetzt laß' ich dich zu ihr. Jetzt habe ich dir alles weggenommen, was du ihr nie geben darfst. Hörst du? Nie. Das ertrüge ich nie. Ich würde eins niederstechen; dich oder sie!"

„Ja, ich gehe hinauf," sagte Holl, der ehrlich um Christel besorgt und ganz erschreckt war. Er, der immer dem Augenblicke gehörte, wie ein wildes, freies Tier, hatte Christel um dieses Meerdonners willen, um dieses sich drehenden Nachthimmels, um dieses Atmens einer kleinen, runden Brust, um dieses leisen Liebeschluchzens willen völlig vergessen.

Jetzt ging er rasch hinauf, während Stella, von der Stallseite her, den Eingang ins Haus suchte.

Droben im kahlen Vorzimmer saß Frau Christel. Völlig still, völlig aufrecht und wach und ohne jeden Vorwurf in den Augen. Die Uhr zeigte drei in der Frühe.

„So bist du dennoch wiedergekommen," sagte sie mit einem tiefen Atemzuge. „Ich hatte furchtbare Angst, daß du inzwischen am Meer hinweg bis Castellamare gewandert wärst, fort von mir."

Da redete er ihr beschämt, aber mit guten Worten zu, ihren Schlaf zu suchen. Ihren lieben, behüteten Schlaf! Denn er würde vor ihrer Türe liegen. So ging sie denn, still wie eine weiße Wolke, vor ihm her, ließ sich in sein Zimmer bringen, drängte ihm noch Bettzeug auf, damit er nicht draußen auf der harten Erde schliefe, und war schon zufrieden, daß er ihr nur nicht durchgegangen war. Durchgegangen: wie sonst allen, allen Menschen samt der eigenen Heimat! Der Heimat, die in Jammer und Zerstörung verfiel, während er leise im Sonnenscheine sang...

Am andern Morgen kam Stella heraufgeschlichen. Wie sie ihn so vor seiner eigenen Türe liegen und schlafen sah, kniete sie mit einem unterdrückten Jubellaut neben ihm nieder, küßte ihm unendlich leise die Lippen und die eine freie Hand, so daß er nicht erwachte, lief dann wieder in ihr Bett zurück und schlief erst dann richtig ein, und zwar so überglücklich, daß

Beppina sie erst bei hoher Sonne, verwundert und dann scheltend, wecken mußte. Beppina war sonst immer von Stella geweckt worden. Die Eltern waren auf den Markt von Castellamare gefahren, und so kam es, daß die ganze kleine Schenke in Sejano wie ein Dornröschenschloß weiter verschlafen hätte, wenn nicht Hühner und Ziegen in ihrem Hunger einen sich immer mehr steigernden Spektakel aufgeführt hätten. Da erwachte endlich Beppina, erwachte Holl, dann Frau Christel, die sich über den hohen Tag wunderte, und zuletzt erwachte die völlig gelöste und selig hingeworfene Stella.

Sie erschrak. Dann lachte sie, besinnlich und glücksvoll, in sich hinein. Endlich eilte sie ein Frühstück zu bereiten, wie es sonst dort unten nur um Natale (zu Weihnachten) ausgedacht werden konnte. Beppina sah mit wachsamen Augen zu. Sie begann allerlei zu enträtseln.

— — — — — — — — — — — — —

Es begann nun eine Zeit, in der Frau Christel glücklich war wie eine Erlöste. Eine Zeit, in der Stella glücklich war wie eine Verlorene, in der Beppina litt und innerlich verzehrend brannte. Der Tag gehörte Frau Christel. Die Nacht gehörte — das hatte Beppina sehr

schnell erspäht — der schweigsamen Stella. Stella konnte nur in einem Augenblick nicht schweigsam sein — dann, wenn ihr namenlos süßes Mädchenstöhnen durch Tür und Wände hindurch alle Götter zum Neide aufrief.

Beppina war deshalb zerwühlt, zerrissen wie nur je ein wildes, zügelloses Kind. Es war in ihrem Tag und ihren Nächten auch nicht eine Stunde, in der sie den gleichen Plan wälzte, aber alle gingen gegen die Schwester. Einmal wollte sie Stella töten; dann an irgend einen von den jungen Leuten in Massa Lubrense oder in Sorrent oder Vico Equense verraten; an einen von den vier oder fünf, die sich bisher vergebens um das rätselhaft verhohlene Mädchen bemüht hatten. Wieder einmal dann wollte sie sich dem Fremden zu Füßen werfen — sich ihm anbieten; dann wieder ihn niederstoßen und Frau Christel die Worte zurufen: „Da liegt der Geliebte Stellas." So ging es, immer wilder, immer erschreckender in dem vierzehnjährigen Begehren und Trachten zu. Jetzt begann auch Beppina oft in den Tag hineinzuschlafen, weil sie sich bis zum Morgen innerlich völlig zerpflügt und zerwühlt hatte, um dann doch in ihrer Jugend einer gütigeren Natur anheimzufallen und todmüde alles zu vergessen.

Stella aber merkte alles. Sie war von je

schon nicht nur auf Frau Christel eifersüchtig; sie war es aufs Meer, auf die Sonne; sie war auf den Wind eifersüchtig, weil Holl alle diese selbstverständlichen Dinge so sehr liebte. Nun aber gibt es in der weiblichen Welt nicht leicht einen Argwohn, der geschwinder da wäre, als der auf die eigene Schwester.

Es war aber Stella auch die echte Italienerin, die überall sofort ihre Findigkeit, ihren Plan und ihren Entschluß beisammen hat. Einmal, am Meere zu Abend, legte sie Holl eine größere Summe Geldes hin: „Da nimm, bitte! Und unterschreib."

„Was denn?" fragte er erstaunt.

„Ich hab' den Costantino aus Massa Lubrense um ein Darlehen gebeten: für dich. Daß du es weißt und mich nicht Lügen strafst."

„Aber Stella, ich habe Geld genug."

„Schön; aber Costantino wird morgen, übermorgen oder nächste Woche dahinter kommen, daß wir uns völlig angehören. Nun will er mich heiraten. Verstehst du? Es wird auch geschehen das. Denn dich kann man nicht heiraten. Und ich möchte es auch nicht. Mit ihm aber mache ich in Neapel eine Verdura, einen Grünzeugladen auf, der vortrefflich gehen wird. Ich tue es, sobald ich nicht mehr so hübsch bin wie jetzt."

„Du bist ein kluges Mädel und hast recht;

aber das begreife ich nicht, wieso der Costantino, mit dem ich nur zweimal hier ein Glas Wein getrunken habe, dazu kommen soll, mir Geld zu leihen."

„Fanciullo, Kind! Jetzt kann er doch sein eigenes Kapital nicht totstechen, sobald er eifersüchtig wird! Solange du ihm Geld schuldig bist, wird er dich sorgsam schonen. Bist du einmal weg, gebe ich's ihm schon wieder."

Holl schüttelte den Kopf, lachte und küßte die fixe und doch so schuldlos verträumt aussehende kleine Italienerin viele Male. So oft, unvorsichtig und mit Unterschied der Stelle küßte er sie, daß beide nicht merkten, wie Beppina seit einigen Minuten vor ihnen stand: so blaß, man hätte das Mädel in die Wange stechen können, es wäre kein Tropfen Blutes hervorgekommen. Sie war grünweißlich wie Gorgonzola. Sie vermochte nicht im mindesten sich zu rühren.

Stella fuhr auf und sah den Tod, den Haß und die Verdammnis im Gesichtchen der jüngeren Schwester. Sie wußte auch, wie gefährlich Beppina war.

Gebietend trat sie vor Holl hin: „Küsse sie! Nimm sie!"

Der Landstreicher war nun wohl selber viel zu sehr erschrocken, als daß er sich zu rühren vermocht hätte. Da faßte Stella seine Hände

und zog ihn zu Beppina hin: „Du siehst, sie kann sich nicht rühren. Sie wird sich nicht gleich wehren. Da; — so legst du deine Arme um sie! Ist sie nicht rührend? Ist sie nicht nehmenswert? Jetzt diese wehrlosen Glieder besitzen! Enrico, ich gehe. Sei kein Tor! Beppina gönne ich dir. Und ihr dich! Sonst niemandem. Nimm sie schnell, oder sonst — flieh!"

Und sie war schon auf und davon. Holl hielt seine Arme um das zitternde Mädchen gelegt, eben so, wie Stella sie ihm um den jungen Leib herumgezwungen hatte.

„Du bist jung, Beppina," sagte Holl, zu sich kommend. „Ich mochte dich immer; aber es ist Sünde und es ist Beleidigung."

Beppina antwortete nicht. Sie war noch immer leichenblaß und unheimlich still. Sie wußte selber gar nichts. Sie wußte jetzt am wenigsten, ob sie ihn liebte oder haßte. Da warf der Landstreicher das junge Körperchen resolut ins Gras. Sie wehrte sich stumm. Dann streckte sie sich wie ein geschlachtetes Tier und wurde starr. So ließ sie geschehen, was zu ändern sie schon längst unfähig war. Als beide dann enge beieinander saßen und er sie streichelte, ohne daß bisher eines ein Wort geredet hätte, begann sie zu weinen, aber sie war gezähmt. Von nun an kam es bald dahin, daß

die Schwestern ihren Geliebten nur mehr zusammen genießen wollten. Immer hatte die eine ein schmerzend seliges Zusehen, während die andere sich in Seufzern zerbrach.

Holl kannte sich selber nicht mehr. Er verachtete sich, aber er schien verloren.

Der völlig wirr gewordene Mann, der alles tat, was beide wollten, saß wohl manchmal noch nachdenklich am Meere wie ein Weiser, aber so alt geworden und so müde! Frau Christel sah ihn an wie einen Heiligen! Ihr schien er völlig begierdelos. Er sprach gemessen, feinfühlig, wehmütig, resigniert, alles wie ein verklärter Geist! Rein, unsagbar rein, ihr gegenüber. Nie mehr unartig und in leidenschaftlichen Kraftausdrücken wie ehedem manchmal. Und da sie zu schamhaft, zu schuldlos, zu vertrauend und zu wenig leidenschaftlich zum Ausspähen war, so glaubte sie an ihn wie an einen Entsagenden. Sie schlief immer gesund und gut. Sie war ja schon selig, alle Tage mit ihm an diesem verklärtesten aller Strandwege wandeln zu dürfen. Was die beiden kleinen Teufel, die verhohlene Brünette und die Tizianblonde, nachts mit ihrem Angebeteten trieben, das wußte sie nicht und hätte es auch am liebsten niemals gewußt.

— — — — — — — — — — — — —

Bis sie eines Tages auf ihrem Tische ein Zettelchen von ihm fand: „Ich lebe hier, ein Tannhäuser im Venusberg. Ich sehne mich nach frischer Erde. Ich bin müde wie ein Zughund. Ich habe hier zuviel Glück. Ich gehe diesmal wieder durch. Aber nicht Dir! Ich liebe Dich allein! Das sehe ich jetzt wieder und sah es längst. — — —

„Aber ich bin Deiner Liebe unwert. Sei ein einzigesmal vernünftig und schlag Dir mich aus dem Sinn! Gedenkst Du aber, mir (nach Gardone) nachzufahren und mich trotz alledem nicht zu lassen, was ich Dir beinahe zutraue, so sei ein zweitesmal vernünftig und stell' Dich den beiden süßen Teufelchen hier gegenüber wie eine hoffnungslos Verlassene, die keine Ahnung davon hat, wo ich bin. Wenn sie fragen? Ich habe Dir gesagt, daß ich eines Tages ermordet im Meere aufgefunden werden könnte."

— — — — — — — — — — — — — —

Und fort war und blieb er.

Frau Christel rang und litt einen ganzen Tag. Sie verwarf den Unverbesserlichen zu jeder Stunde und zerstöhnte sich jede Minute nach ihm. Ihre kaum zu verbergende Fassungslosigkeit, ihre Empörung und ihr Unglück waren so deutlich, daß die beiden ebenso enttäuschten Schwesterchen

sehr schnell begannen, mit ihr eine gemeinsame Sache zu versuchen. Die drei so sehr verschiedenen Frauen saßen bald, die eine wütend, die andere brütend, die dritte elend und hilflos, beisammen und waren bald empört über einen Feigling, der vor dem Messer des Costantino durchgegangen wäre, bald rasend über einen, der sie gefoppt und verachtet hätte. Verachtet — und benützt! Bald weinten alle drei, warfen sich (wenigstens die Schwestern) gegenseitig vor, ihn verleumdet, heruntergesetzt und doch aus eigener Schuld vertrieben zu haben, und gleich darauf waren wieder alle dreie einig, daß er, wie immer er sich benommen haben mochte, ein Gott wäre. Der einzige Gott im Manne, den sie je erlebt hätten. „Der Sänger von der letzten Stagione in Neapel vielleicht ausgenommen." — „Ja; und der hinreißende Filmdarsteller, der Held Zalamort, ebenfalls!"

Frau Christel sah trübe lächelnd vor sich hin. Denen konnte nicht viel geschehen! Sie weinten und wüteten sich gesund.

Sie aber ging ans Meer, nachdem sie den Schwestern ernsthaft versprechen hatte müssen, sich nicht hineinzustürzen. Dort überdachte sie die letzten vierzehn Tage, die ihr jetzt erst völlig klar geworden waren, in ihrer für sie so namenlos reinen Süßigkeit!

Was war das für eine sonderbare Zeit gewesen! Sie hatte ja nichts geahnt. Täglich hatte er ihr zugerufen. „Ich Lump habe geglaubt, die Welt zu besitzen; und nur der besitzt sie, der ein Stück Erde zu Eigen bebaut. Ich sehne mich nach selbstgezogenen grünen Keimspitzen, Christel!"

Oder er hatte einen sonderbar beschämten Tag. Er konnte sagen: „Jetzt gibt es in Wien einen Preußen, der dort an der österreichischen Volkskraft arbeitet, und in Castellamare einen Österreicher, der ein lebendes Aas ist. Köhle macht dort unsere Besieger wehrlos. Ich bin ihnen durchgegangen und meinem armen Volk auch."

Dann wieder sah er sie an. „Christel. Aber: Soll einer denn nicht leben wie ein Vogel? Müssen wir alle Ameisen sein?"

Wahrhaftig! Das schien ihr nun eine sonderbare Zeit gewesen zu sein! Kaum ein Deutscher außer ihm hätte ihren Frevel ertragen! Die beiden Kinder (wie in einem der zügellosen und dennoch erlebten Märchen Casanovas) an der Brust des beseligten, verfluchten, überbeschenkten und sich leise ängstigenden Mannes.

Und morgens, da war er dann immer ans Meer gegangen, mit ihr: als wollte er sich reinigen.

Was alles aber hatte dieses Meer schon gesehen an Lüsten, gegen welche die seinen ein kindischer Zufall waren! Und doch: Bei ihm zu Hause, dort oben im Norden: Das tun? Er wäre gerichtet gewesen.

Warum kamen gerade ihm solche Märchen, die ihn wohl hinrissen, die er aber lieber bloß gelesen, als in sein Leben herbeigewünscht hätte? Gerade er benötigte nichts von außen her. Und gerade ihm war der Venusberg verhängt gewesen. Eine Nacht Stella, die in jeder Sekunde ihrer Sünde wußte, daß sie sündigte und die eben deshalb grauenhaft süß war in ihrem gebenden Versagen, in ihrem Unglücklichsein. Die andere Nacht Beppina, das geschwinde, kluge Tierchen, das sich hundertfältig gab und sich selber dennoch niemals verlor, das sich und ihn nach allen Seiten aushorchen konnte. Das mit seiner überraschend schnellen Begierde oft selber den Anfang mit der Liebe machte; manchmal vielleicht nur aus Eifersucht auf die Schwester beginnend, dann aber selber fassungslos.

Aber wenn das Meer nicht mehr tintenfarbig unter dem Mondscheine sich wälzte, sondern überwältigend blau rollte oder gar rieselte, dann ging er mit Christel am Strande unter den Bergwäldern dahin. Immer wieder auf das unsäglich beseligende Blau hinausschauend! Ihr gab

er dann das, was er in den Nächten nicht geben konnte: seine niemals auszusagende, von allen gefühlte, von niemand gewürdigte, gänzlich erstgeborene, geradezu unglaubhaft vom Himmel kommende Seele.

Bis in das, was er sonst verhehlte, gab er sie — denn einmal war er aufgefahren: „Christel! Wenn am Ende, bei diesem milden Winter, dort oben bei uns schon das Unglaubliche los wäre?"

„Welches Unglaubliche, Heini?"

„Daß die gelben Himmelsschlüssel sich ordnen. Zu gedrängten Bittstellern an die Sonne. Ganze Nester von Primeln.

„Denk dir das! Und denk dir dazu, daß es so was gibt, wie die silberstreichligen Palmkätzchen! Daß es dort oben so was gäbe; und wir sind nicht dabei!

„Und nun gar am Abend; an einem Abend, den man am liebsten ohne Überrock verträumen möchte, so unstatthaft milde ist er. Da beginnt ein schlanker, schwarzer Vogel seine erstickend schöne Folterqual in den verblassenden Februarhimmel hinauszustöhnen! Ihm ist es Stöhnen: uns ein Lied. Wie so oft."

Frau Christel hatte damals gesagt: „Aber Heini! Da sind wir nun, einsam, an der vielleicht schönsten und unerkanntesten Stelle der er-

reichbaren Erde. Und du möchtest schon wieder fort!"

„Das ist Onkel Anton in mir," hatte Holl seufzend vor Glück und Sehnsucht erwidert. „Und dennoch wieder nicht er. Denn er wollte kein Heim. — Ich möchte offene, deutsche Gartenerde riechen. Ich möchte bei ihr sein. Im Land der bescheidenen Seele. — Daheim!"

„Ist dir das Meer, auf dem Odysseus zehn Jahre fuhr und zu dem er vielleicht zurück mußte, nicht reich genug? Es ist ein so frischer Morgen. Und so blau ist es. Wogen rollen auf Wogen, da, dort, überall!"

Da hatte er sich hingesetzt und folgendes niedergeschrieben:

„Wogen rollen auf Wogen
In sonnenleuchtender Ruh.
Bis in Unendlichkeit verflogen
Hat sich der Blick in Träume verzogen,
Mir fallen die Augen zu.
Über allem Schauen und Lauschen
Weiß ich ferne laubfrische Luft,
Wo über Wäldern, die endlos rauschen,
Einsam der Kuckuck ruft."

Er reichte ihr das Blatt.

„Du sehnst dich hier nach Buchenwäldern,

die noch gar nicht grünen," lächelte Frau Christel.

„Ich weiß nicht. Onkel Anton sehnt sich vielleicht. Ich schiebe alles auf ihn, wie du weißt. Ich selber habe nur hinzuzufügen, daß, wenn wir erst den italienischen Frühling erlebt haben, wo die Veilchen das Gras majorisieren, wo alles toll vor Blumen ist, wo die Bäume wie Vulkane ausbrechen, um ebenso schnell abzuwelken, wo die Amsel mitten im Schluchzen nie weiß, ob sie nicht morgen auf Polenta liegt, und wo alles so geschwind zugeht, als wäre das Geheimwort aller Geschwindigkeit Unkeuschheit, — ich habe also nur zu sagen, daß ich mich lieber durch einen ganzen frierenden Februar und einen ganzen düstergrauen März, durch Quallwetter und Nebel, durch Frost und Trostlosigkeit dort oben schuhriegeln lassen möchte! Nur, um das zu erleben, wie der deutsche Wald grün wird, nachdem er violett war. Wie die Schnepfe am Abend stößt und streicht. Wie die Drossel vor Dichterweh aufschreit!"

„Du, du wolltest hinauf? Dorthin, wo mein Mann, meine Familie nahe ist? Wo ich wieder niedergepreßt würde, während du nicht ahnst, was dieses Wandeln mit dir, am Meere hier in der Morgenluft, mir bedeutet?"

„Ich sehne mich, mehr habe ich nicht gesagt,"

erwiderte Holl. Und dann lächelte er. „Du hast ja recht. Bleiben wir! Verlangen wir nicht immer das andere."

„Ich wünschte nichts," sagte Frau Christel, „als in Ewigkeit hier wie gestorben zu sitzen. Nichts zu wissen, als daß ich mit dir hier bin. In diesem Sonnenschein, an diesem Meere und bei diesem An- und Abrollen der Brandung."

„Eine ganze Stunde, wenn du willst, freu' ich mich daran," sagte Holl damals und hatte sich ins veilchenvolle Gras geworfen. Frau Christel sah ängstlich auf ihre Uhr. Die Stunde war vorüber, Holl rührte sich noch nicht.

„Du bist eingeschlafen?" fragte sie leise und vorwurfsvoll. Er aber sagte ebenso leise: „Nein, aber es gefällt mir. Laß mich!"

„Du genießest immer dich selber und nicht mich, nicht das Meer, nicht das viele Blau, nicht —"

„Christel, wer sonst kann Freude geben? Wer? Wer kann mehr als nur ein Teil der Freude geben, die er selber hat? Für dich scheint sogar das manchmal zuviel. Siehst du es nun ein? Nie kann ich einem Menschen mehr geben, als er zu fassen vermag. Und weil ich das weiß und mich überall sogleich hinwegtue, wenn ich's fühle: ‚Nun hat er genug,' darum nennt man mich einen egoistischen Selbstgenießer; Selbstbewahrer! Konntest du nicht jetzt, hier, mit

mir von den endlosen deutschen Wäldern schwärmen?"

„Wir streiten ja," hatte Frau Christel leise gemahnt.

„Nein; ich wehre mich. Und ich erkläre mich," brachte er nur mehr leise hervor. Dann verschloß er die Augen dem immer blendenderen Lichte und horchte nur mehr — tierisch heimgegeben.

Frau Christel erkannte, daß auch sie wieder einmal den Unverbesserlichen verbessern gewollt hatte und strich langsam mit ihrer liebevollen und bereuenden Hand über seine Haare, über seine Schläfen. Er lächelte. Er begann sogar ein paar Sekunden lang sehr täuschend einen Kater nachzuahmen, der schnurrt. Dann aber nahm er ihre Hand in die seine, als wäre ihm selbst dieses schüchterne Frauenstreicheln auf die Dauer Störung. So saß sie demütig neben ihm, der sich nicht rührte, und sie versuchte, sich in sein unermeßliches Behagen hineinzufinden.

„Heini, wir müssen zum Essen," bat sie doch endlich.

„Ja so, wir müssen einmal wieder," sagte er und erhob sich. „Sobald man neben Frauen ist, muß man immer etwas."

„Und ihr Männer?"

„Du hast recht. Euer Joch ist sanft und eure Bürde leicht. — Solang ihr uns keine Kinder

anhängt. Der Mann war es, der die Vernunft in die Welt gebracht hat. Diese Vernunft hat — aber horch, wie ewig das Meer rauscht! Christel, was bin ich für ein Lump! Ich verwerfe alle Vernunft um des Fühlens willen Dessen, der die Sterne kreisen macht und mich so leben heißt, wie, wie —"

„Wie die Lilien auf dem Felde," sagte Christel, verliebt und gerührt.

Da küßte er ihr beide Hände, oft und freudig und demütig. Er schämte sich, weil sie demütig geworden war und weil er zuviel über sich selber geredet hatte.

Droben die beiden Schwestern hatten damals immer abwechselnd Spionage getrieben, was dort unten mit Holl und Frau Christel sich spinnen könnte. Aber niemals erwischten sie auch nur den Anblick eines Kusses.

Die kleinen Katzenkörper dehnten sich also, jeder anders, im Gefühle des Triumphes ihrer siegreichen Nächte.

Bald aber waren alle drei verwaist.

Holl selber wußte nicht, wie das so gekommen war. Er war wirklich schon am Rande des Nordens angelangt, ehe er aus seinem betäubten Gefühl losgekommen war: „Flieh, flieh." Schneeflimmernd lag ihm gegenüber, jenseits des unermeßlich blauen Gardasees, der Montebaldo; der erste der Berge, die ins Land Tirol hineingreifen.

Was hatte ihn diesmal zum Entweichen, zum Durchbrennen getrieben? „Sein Venusberg"? Daß ihm diese wenig moralische Geschichte widerfahren war, kümmerte ihn kaum. War's nicht grad eine deutsche Sage? Und grade ein Deutscher war es gewesen, der hineingeraten war; grade ein Deutscher, der es drin nicht aushielt. Jeder seines Stammes wäre den beiden Mädchen erst anheimgefallen und dann ausgerissen. Diesmal war es nicht Onkel Antons Blut, das den Wechsel beliebte. Warum aber konnte er auch hier nicht aufatmen? Und nicht rasten und schwelgen? Überall roch es nach Erde. Es roch so sehr nach Erde. Schon drängten die Veilchen

an Hecken und Wiesenrändern. Er fürchtete sich, daß er hier im Süden noch die erste Amsel hören könnte . . .

Heimweh? Ja. Aber Wandersehnsucht zugleich. Und noch mehr Büßerglut! Und über all dem irgend was, von dem er sich vorerst nicht klar wurde, was Sonderbares es sein könnte.

Was nur? Immer war heute in ihm etwas, was ihn an Karfreitag mahnte. Den Tag, da man ehedem den Heiland in die Erde gelegt, an dem aber auch die Bauern heute noch Kartoffelsaat in die Tiefe bringen.

Wurzel schlagen? Irgendwo hingehören? War es das?

Er sann und verzehrte sich. Im letzten Süden verzehrte er sich nach Norden hin. Irgendwas ließ ihn immer wieder an offene, braune Felder denken. Oder an grünes Keimspitzengedränge der Wintersaat. An blauen Herdrauch über einem Hüttendache. An Abend und an allerbescheidenstes Ausruhen in irgend einer tiefen Lebenswinzigkeit, die groß wurde durch ihn selber allein.

Er saß an Lorbeerhecken. Er saß, aber nur halb andächtig. Wenig dankbar. Unruhig und beständig die Stelle wechselnd. So trieb es ihn an den vielen duftenden Zäunen der Berghänge Gardones entlang. Er hielt es nirgends mehr aus. Immer mußte er nach dem weißen, gegen das

übermächtige Seeblau unglaubhaft weißen Gehäube des Montebaldo hinschauen.

Jenseits lag noch alles in tiefen und sehr dumpfen Träumen. Kein einziger Erwecker schien dort oben zu rufen. Die Armut, die unerhörte Hilflosigkeit eines völlig aus allem Jahrhundertgeleise geworfenen Volkes döste dort hinter den weißen Schneehöhen dahin. Keine Herzensseele kam und rief sie an. Niemand griff zu und half. Warum zog es ihn, den unverbesserlichen Landstreicher, dort hinauf. Konnte denn er, der schlechteste der Mißachteten, helfen?

So saß denn Holl, immer wieder im Wechsel seines kürzlich erkorenen Plätzchens, an den Lorbeerhecken entlang, die sich, sonnevoll, an den steinigen Gartenhängen über Gardone entlangziehen, die nach Leibeskräften dufteten, sich neidlos zu freuen schienen, wenn von weiter unten, aus den vornehmeren Gärten, auch Zedernwolken salomonisch reich heraufdrangen. Voll Eidechsengehusch waren sie. Denn Februar bedeutet dort unten Frühling. Er war oft stille und saß regungslos. Aber er war bloß stille wie die offene Erdkrume in der Sonne. Er war voll Empfängnis und voll wimmelnder Bereitung.

Ergriffen fühlte er seinen seligen Müßiggang.

Nun lebte er, weiß Gott wie lange, so ohne

Überzeugung, ohne Programm und ohne Partei fort, wie man ihm hundertfältig vorwarf. Aber, in Wahrheit, auch ohne Volk. Er verleugnete seine Mutter, seit er widersprechen gekonnt.

Immer wurde er wieder von Hartholztümlern (die übrigens niemals im Wohlleben ihre Seele bewahren gekonnt hätten) angefahren: „Wozu bekennst du dich? Was bist du? Wohin gehörst du?"

Und er, immer wieder: „Zu mir! Ein Menschenkind, das sich völlig in Mutters Schoße und Vaters Hand fühlt."

„Man muß aber auf dieser Erde etwas werden; muß erobern! Jede Wurzel tut's."

„Das tue ich auch, beständig. Gegen Leute wie Ihr. Ich habe den Naturwillen. Diesen Zustand aller Zustände, den Ihr nicht kennt, habe ich zu verteidigen. Um ihn nie zu ändern, habe ich also ebenso zu kämpfen wie Ihr, die Ihr unten an einer Mauer steht, an der bloß ich oben stehe."

„Und wenn, ob solchen nichts wollenden Gesellen, die Welt versumpfte und in fruchtlose Quietät versänke?"

„Es sind jahrtausendlang ganze Völker und Erdteile in solche Dinge versunken, wie „Quietät", welche Journalistenschimpfworte bedeuten und sonst nichts. Ohne andere Folge, als daß

weder Zeitungen, noch Geschichtschreiber, noch Generale dort ihren Broterwerb fanden. Alle übrigen befanden sich damals aber und dort zehnmal so wohl; so wohl, daß sie sich erst nach etwa tausend bis zweitausend Jahren zu neuem Übermut entflammten und erfrischten, um dann für Generale, Journalisten und Historiker eine dankbare Beute zu sein."

Der Abend kam. Holl, der in seiner Lebhaftigkeit mit sich selber in These und Antithese gefochten hatte, wurde immer stiller und gelöster, je mehr er darin zu sich kam, daß er herzsolo vor einem zügellos roten Föhnhimmel saß. Ah: Was war das Aufzetern des kantigsten Volksteutschlings gegen das königspurpurne und scharlachene Gewühl des Föhngestammels dort oben!

Und dann kam der Lorbeerduft und der Zedernpollenrauch noch einmal. Später wehten die stillen Gedanken einer italienischen Mutter, im Dufte des Holzrauches, vorbei. Sie kochte dort unten wo ein kleines Abendessen. Und dann, als der Himmel nur mehr ein paar Purpurfetzen herzuzeigen hatte und alles andere Firmament zuwartend hellgrün war, wie ein unreifer Apfel, da begann zu seinem Schreck die erste Amsel. Sie stieß ihre hilflosen Gottesgesetze heraus, wie ein inquirierter Unschuldiger etwa, der vor Gericht die Erbsünde zu begründen und zu verteidigen hätte.

Das war dem ewig Sehnlichen doch zu arg. Er schnellte empor; er strengte seine beinahe angstvoll erweiterten Augen an, um irgendwo in den Lorbeerbäumen das schlanke Vogelding zu erkennen, das da, zum ersten Male im Jahr, und viel verrückter und mutiger als er, das Wort „Trieb, Trieb" hinausstammelte. Endlich, hoch in einem Zedernwipfel ersah er es.

„Soweit im Jahre sind wir schon, daß ich mich da herunten, über flachen Dächern, von einer Amsel überraschen lasse! Soweit, daß ich es am Ende versäume, mich noch ein paar Wochen von dem nordischen Schlackerwetter und immer wieder auch von rückkehrendem Frost und Schnee karnüffeln zu lassen? Man muß doch gegerbt und geprüft sein, um den deutschen Osterfrühling zu empfinden! Soll ich mich hier zum zweitenmal im Venusberge des Südens verlieren? — Arme, liebe, geduldige Frau: — aber du? Ah; Frau Christel kommt mir schon nach. Und wenn sie mir nicht nachkommt, dann war ich ein braver Kerl, daß ich ihr durchgegangen bin und ihr Gelegenheit gab, vernünftig zu werden."

Und er wanderte nach Norden weiter, sehnlicher, als er im November nach Süden gezogen war!

— — — — — — — — — — — — —

Es war Februar und lau.

Holl war zu Fuße nach Sievering hinausgegangen; denn für die zwanzig Kronen, welche er auf der Straßenbahn hin- und zurück zahlen gemußt, konnte er beinah zu Abend essen; — apostolisch ärmlich, wie er es immer wieder gern einmal hatte. In Sievering sah er sich lange um. Viel war da verändert. Viele Bäume gefallen. Alles war lichter, aber vielleicht eben darum heiterer geworden. Nur auch hier, wie überall in Wien, der entsetzliche Riß und Klaff, der durch die Menschheit gegangen war. Es gab im neuen Sozialstaate nur mehr zwei Menschensorten: Die überlaute, übersatte Halbtierwelt, die jetzt in Automobilen fuhr (die Stadt wimmelte von diesen Wagen) — und die Angeherrschten, die Angepfiffenen, Angetuteten, die in ihren schlechten Schuhen vor Jenen entsetzt zur Seite springen mußten, — wenn die Kanaille mit den ausgeleerten Gesichtern es eilig hatte.

Er hielt es aus. Aber dann gerann ihm noch einmal vor Schreck das Blut.

In Sievering hatte einst die schönste Villa Wiens, aus der Metternichzeit, gestanden, und zwar so märchenstill überblieben, daß man in sie (und nur in sie) alle Erinnerungen dieser geweihten Erde, alles, was Beethoven, Schubert, Strauß und Lanner dort an Wohllaut empfangen,

sammeln gemußt hätte. Als „Museum des Niemehrwieder“. Hoch aufgebaut lag ein Vorgarten hinter weißer Mauer mit reizvollen Balustraden. Zwei wunderbar große, rein kegelförmig geschnittene Taxusbäume flankierten den herrlich ausgeruhten, regelmäßigen Villenbau, der weiß in der Sonne lag. Der so einfach und still war, daß er wie gewachsen und nicht wie gearbeitet aussah.

Hinter ihm stand gegen Süden zu ein großer Maronenbaum. Diese Villa war echtestes Altwien aus der besonnten Zeit, so daß sogar ästhetisch Minderbemittelte davor stehen bleiben und hinaufsehen — und sich nach etwas Ebenmaß des Lebens sehnen mußten. Sie wußten nicht, warum.

In Rom gibt es größere und sehr berühmte Villen; aber Holl wußte nicht eine, die so völlig rein und gelassen und heiter und bescheiden, so völlig vollendet und in sich zurückkehrend aussah, wie jene Villa Katharina!

Sie war zerstört. Sie war infam gemacht; sie war so ausgestrichen, wie aus Schiebervisagen das heitere, sich bescheidende und besinnliche Menschentum von einst gestrichen ist.

Wie sich eine Kröte auf das erste Veilchen setzt, so unkenntlich war sie geworden.

Holl kannte die Zerstörer nicht, aber er verfluchte sie, daß nie in ihr Leben Schönheit ein-

gehen möge, nachdem sie diesen edelsten Platz des alten Wien so versaut. Er stand und starrte das „neue Bauwerk“ an.

„Wie wenig ist manches ganze Menschenleben wert, gegen das, was ein anderes Menschenleben geschaffen und in einem kleinen Denkmal seiner Reinheit und Schlichtheit hinterlassen hat! — Das sage ich nicht als Ästhet, das sage ich als Mensch. Ein ungewolltes Beispiel ist oft viel mehr wert, als tausend Affennachkömmlinge!“

Er ging weiter, von Grauen geschüttelt.

Noch einmal wurde (aber nur mehr einmal) sein stilles Auge weit vor Entsetzen; als er dieselbe Menschheit abermals in einem ungeheuerlichen Zinshause, rechts am Wege, ersehen mußte: — Dieselbe Menschheit, welche auch hier, im doppelten Sinne des Wortes, alle Welt beschiß.

Dann war damit Ende und Sievering, das allerholdeste Sievering, war unter sich selber.

Fortab sah er nur mehr Menschen, die sich nie veränderten, wie die liebe Erde. Sie wuchsen wie Bäume, stritten wohl um etwas Sonne, aber niemals um zuviel. Menschen, die sich beschieden, die einander gelten ließen, so gut es ihrer Natur gelang. Alles was sie taten und bauten, verdienten und abzahlten, taten sie ebenso wie von urewig her. Sie waren das, was heute

kaum mehr gesehen und vermerkt wird: Der Mensch. Der wirkliche Mensch — der möglichst nie in den Zeitungen steht!

Die Gassenbuben machten dort einen Lärm, der in den inneren Bezirken von Wien sofort polizeilich ausgetrieben worden wäre (und dann gleich Verstocktheit in ein paar reschen Gemütern fertiggesotten hätte). Aber die entzückende kleine Bande baute bloß einen kleinen Garten, Wasserdamm und Fischteiche. Holl fragte und erfuhr es gleich. Getrösteter ging er weiter. Es kam links das letzte Haus Wiens, das man sich, in stillerer Zeit, noch herzubauen getraut hatte. Rechts wußte er aus früherer Zeit zwei wundervolle Thujen. Sie waren fort. Und doch war die eine so blaugrün gewesen und die andere goldgelb; beide südsehnsüchtig und zypressenhaft, wie jene ausgerotteten Taxusbäume an der Villa Katharina, unvergeßlichen Angedenkens. Auch sie waren weg. Betreten sah Holl zu dem Häuschen linker Hand hinauf, wo er an den Zimmerwänden liebe alte Bilder und andere Erinnerungen aufgehängt sah: „Haben die es darin bemerkt, daß die Thujen fehlen? Sind nicht auch sie mitgeschädigt, mitverwundet worden wie ich?"

Nachdenklich ging er weiter; eine völlig neu geschotterte Straße entlang, die, an der Zierleiten abwärts, gegen Neustift am Walde hinlief.

Es war später Abend geworden. Aber im kohlenarmen Wien, im verelendeten Wien, brannten dennoch am Waldrande die Gaslaternen. An einer Straße, wo nichts zu beleuchten war, gab es wirklich wieder Licht in Wien?

Ah — diese totgesagte Stadt lebte ja!

Lebte freilich vorerst in scheußlichen, verwilderten, stupiden Umbauten, durch beschmutzte Hände. Lebte aber auch, wie er sah, in immer reichlicher werdendem, abendlichem Lichte! Waldstraßen und dennoch beleuchtet. Ergriffen blieb Holl stehen.

Hatte er denn nicht eben an aller heimatlichen Menschheit verzweifelt? Nein. Diese Stadt wollte nicht sterben. Irgend eine letzte verzweifelte, vielleicht aber auch eine erste fröhliche Kraft drängte in ihr.

Dann und wann gingen Schutzleute an ihm vorbei, stets paarweise. Sogar eine verödete Straße war gegen das schlimmste Raubtier dieser Erde behütet.

Ging es aufwärts? Er wandte sich über die Sommerheide gegen den Hackenberg.

An einer großen Wiesenfläche arbeiteten und maßen Männer bei Lampenlicht noch immerzu und steckten Land ab. Holl trat hinzu; anteilvoll, aber doch etwas betreten, weil er selber dergleichen für längst aufgegeben glaubte. Und

doch; — alles, was Landeinteilen, Abstecken, Bauen und Wachsenmachen hieß, lag ihm stets im Blute. Er mußte sehen, was jene hier trieben. Sogar in Rom hatte ihm die Nachricht ins Herz hineingefaßt, daß rings um den grausamen Steinhaufen eine neue Gartenmenschheit erstünde.

„Soll hier etwas Neues werden?" fragte er.

In der tiefen Dämmerung drehte sich einer der Männer jählings um: „Zum —! Das ist ja Herr Holl?"

Holl, obwohl er die Stätte gesucht, stand, als wäre ein Zugzusammenstoß geschehen. „Na: Da bin ich ja richtig gegangen, Herr Köhle."

„Aber was hat Sie von Rom hergebracht?"

„Irgend welche Kraft, irgend welche Kraft der Unzufriedenheit mit mir selber. Männer der Zukunft werden sie vielleicht entdecken. Ich fühlte sie nur, folgte ihr und mußte hieher. Ich habe zuerst nur geglaubt, es wäre die Sehnsucht nach der deutschen Amsel. Dann bin ich diesen Gaslaternen im Walde nachgegangen, damit ich das Unerhörte erlebe, daß eine Stadt und ein Volk, an dem die Welt und ich verzweifelt haben, Licht ausströmen. Ich sehe, man will hier leben. Ein Keimen scheint neu zu beginnen. Während alle Zeitungen um Geschenke und Hilfe von außen winseln, muß es hier Männer geben. Wie es scheint, Männer, welche die Hemdärmel

umstülpen, resolut in die Hände spucken und sagen: ‚Keine Hilfe. Auch gut. Schaffen wir's selber!"

„Sie scheinen ganz starr darüber zu sein?" sagte Köhle freundlich. „Nun; ich war's im Anfange auch. Sehen Sie uns nur zu. Oder besser, nehmen Sie da die Meßleine, damit wir schneller fertig sind. Ich bin von unserer deutschen Amtsstelle nach Wien gegangen. Ja, nach demselben Wien, an dem Sie verzweifelten; dort unten im Sonnenschein! Hier ist — viel früher als bei uns selber — der deutsche Frühling eingezogen. Dieses verleumdete Wien hat zuerst den Ruf ausgegeben: ‚Zurück zur Erde!' Bauern können wir freilich niemals mehr werden, wir aus dem Mittelstande und wir von der Industrie. Aber, mit unserem sorgsamer gebildeten Auge und mit unserer zusehenden Nachdenklichkeit, vor allem aber mit unserer Organisationsgewalt können wir Gärtner werden, welche zehnmal mehr als der Bauer aus dem Boden holen! Ja, zehnmal mehr. Unser Lehmboden wird seinen Dünger bekommen. Wir ziehen hier Obst und drei Gemüseernten im Jahr. Das reicht fürs ganze Land, wenn wir überall zusammenhalten. So haben Ihre Landsleute angefangen, lieber Herr Holl. Ich stehe da und studiere und helfe mit, damit wir's bei uns zu Hause ebenso machen. Entsinnen Sie sich, daß wir seinerzeit in Belgien zwei Arten von Mensch=

heit fanden? Das Fabriksgewimmel und die Gärtner? Ja, ja. Im übervölkerten Lande geht es mit der Bauernwirtschaft allein längst nicht mehr.

„Nun: von Ihren verlästerten Wienern ist es bald eine halbe Million, welche sich da organisiert hat. Sie greift nach herrenlos gewordenem Hofärarlande aus. Diese Menschen kolonisieren, statt sich als Auswanderer zu verbluten, die ehemaligen Exerzierplätze, Flugfelder und das Jagdland der großen Herrschaften. Der ungeheure Lainzer Tiergarten gehört bald nur mehr jenen, welche arbeiten, anbauen. Jenen, welche zurück zum hellsten Leben wollen, das es gibt. Ah, Herr Holl, was für Sonne und Mark liegt doch in dieser Wiener Rasse! Die Genießerstadt wandert in ihre Umgegend aus und wird auf eigenem Boden zur Farmerstadt. Während es drinnen in den Straßen mehr Automobile als Fußgänger gibt, krämpelt sich hier eine neu erwachte Menschheit die Ärmel auf und beginnt zu wirtschaften! Holl, Holl, haben Sie ein Volk!"

Der Landflüchtige, der Ausreißer stand betäubt. Er hielt mechanisch die Meßleine, ließ sich zurufen: „Links — nein; jetzt etwas mehr rechts," bis die Dämmerung zu tief wurde und man die Arbeit abbrechen mußte. Er war wie vernichtet. Um neu zu erstehen.

— — — — — — — — — — — — — —

„Während ich dort unten saß und sang und träumte, während ich mein Volk verurteilt und ihm den verdienten Untergang gewünscht hatte, während alle Hinaufgekommen in ihren Zeitungen nur die Industrie und nichts als diese sahen, da ruckte sich eine halbe Million Menschen zusammen und tat völlig aus eigenem Triebe und Willen heraus das Einzige, was retten konnte. ‚Wir Ausgesetzten', sagten sie, ‚wollen jeder ein Robinson sein. Wir werden zwar auf einer viel wüsteren Insel, als Juan Fernandez war, auf einer ‚Gstätten' anzubauen beginnen, aber wir werden viele Arme haben. Wir wollen uns aus Brettern unsere Buden zimmern, wollen ohne ‚Dienstboten', bloß die Frau mit den Kindern oder die Geliebte an der Seite, völlig uns selber leben und ein Beispiel geben, daß die Völker der Erde zu uns emporblicken sollen. Wie schön und unverwüstlich sich ein rechtes Menschenherz zu helfen weiß, das sollen sie erleben! Wir werden unser verarmtes, verwüstetes Land, das durch Haß und Unwissenheit stupider zerstört wurde, als ein Vulkan es zu tun vermocht hätte, wir werden es ganz allein aus uns selber neu begrünen und eine neue Menschheit heranschaffen. Denn ein neues Ideal werden wir gründen, vor dem jeder englische Gentleman als Tagedieb, als Lebensunwürdiger

und Bezahlter der Umstände dastehen und sich schämen müssen wird. Wir werden harte, aber reine Hände haben und werden dabei keine müde Bauernhaltung bekommen. Wir werden, ohne ehemalige schwarzgelbe und schwarzweißrote Grenzpfähle, eine ungeheure Gartenbrüderschaft sein. Kein Anschlußverbot kann einen Wirtschaftsverein abstellen. Und wir Besiegten werden die Gnade haben, das Paradies über diese Erde bringen zu dürfen. Das längstersehnte, das niemals gefundene, das jenseits von aller dumpfen Bauernschwere und von Fabriksruß schwebende, das noch niemals gesehene, immer wartende Gartenland. In Östreich wird es aufstehen.

„Ja, sogar wenn all das zugrunde ginge, was wir beginnen; wenn die Fabriken es dennoch zustande brächten, mehr zu bedeuten als wir: der erste holde Traum der Rückkehr des erdverlorenen Sohnes wird doch geträumt gewesen sein, wird versucht, wachend versucht worden sein und wir werden kein Volk gewesen sein, das vom Besiegten gleich zum Bettler wurde, bloß, weil es zuviel Fabriken hatte!“

Zu Nacht war es; da schrieb Holl diese Worte an Frau Christel.

— — — — — — — — — — — — —

Jener Februar damals begann mit Düsternis am Himmel und auf Erden. Deutschland hin-

gedrückt und frech angedroht, das östreichische Volk mit Bettlerbrocken beschmissen; graue Wolken, keine Sonne und auch keine Kälte. Naß und schmutzig und trübe war die ganze Zeit.

Zuerst regnete es schwermütig und unentschieden; halb nasser Nebel, halb Wolkenschwäche; aber immerzu, wie wenn ein trostloser Fiebertraum sich wiederholt. Paul Verlaines Regen: „Was hast du, um Gottes willen, aus deiner Jugend gemacht!"

Kühl verblutete sich die Erde und der März kam mit Frost.

Holl saß damals, wenn er nicht mit jenen wunderbaren, still Unverwüstlichen mitarbeiten konnte, oft in seinem kleinen Zimmer am Rande der innern Stadt und sah die großen Kirchen und Paläste eines untergegangenen Reiches an, das einst ein Weltreich werden gewollt, weiter, als Alexanders und Cäsars und Napoleons gewaltige Griffe zu reichen vermocht. Und das in die Hände einer beinahe niemals klugen und vor allem niemals starken, niemals flammenden Familie gelegt war. Einer Dynastie, die bestenfalls ein paar musikalischen Naturen zu geben vermocht hatte, einen großen Nüchternen oder eine riegelsame Frau. Oder einen (nachahmenden) Fanatiker der absoluten Nützlichkeit, wie Kaiser Josef, den sagenumsponnenen. Bloß weil er war,

was in Östreich unerhört: ein Temperament. Diese Stadt lag also vor Holl; ein Vineta des Lebens hatte sie ihm geschienen. Versunken und verloren. Wie jeder Östreicher hatte er niemals an sein Volk zu glauben vermocht. Er war durchgegangen. Lieber als halber Bettler im römischen Sonnenschein sich strecken, als diesem Tänzer-, Geiger- und Journalistengewimmel, diesem Nutznießer- und Trinkgeldnehmervolke bei seinen üblen Kratzfüßen zuzusehen! Lieber zeit-, bedürfnis- und nationslos sein, als so wohin gehören!

Heute begann etwas in ihm emporzuquillen. Etwas, das gegen Onkel Anton ging: ja. Gegen den allerliebsten Onkel Anton.

Onkel Anton mit seinen achtzig Jahren, von denen dreiundsechzig dem unverbesserlichsten Walzen- und Landstreichertum hingegeben worden waren. Der Unverwüstliche, immer Schweigende. Der stolze Vagabund, der niemals von der Familie einen Brosamen nehmen wollte. Dem mit nahezu achtzig Jahren der Weltkrieg die verwitterte Seele nicht aus dem armen, alten Leibe zu reißen vermocht hatte. Onkel Anton, der erst am Frieden gestorben war.

Wer, der in diesem elenden Lande kein schiebendes Halbtier wurde, war nicht am Frieden gestorben, bei lebendigem Leibe!

Und nun doch erst erzwangen die Feinde die deutsche Unverwüstlichkeit! Sie zeterten die deutschen Seelen wach! Es schien ihnen wirklich zu gelingen, ein Volk, das nahe daran war, unterzugehen am Überfraße, zu stählen, still und hart und unausrottbar zu machen.

Denn unausrottbar ist nur, was aus der Erde kommt, zu ihr wiedergeht. Sich zufrieden, einig und in ihr gelöst weiß.

Holl sah hinaus in den Regen. Er hatte keine Spur mehr von der berühmten Frage Verlaines in sich: „Was hast du, um Gottes willen?“ Oder von der viel tieferen und göttlicheren des eine Stunde lang gleichgestimmt gewesenen Herrn Walter: „Owe, war sind swunden alle mine jar, — ist mir mein Leben getroumet oder ist es war?“

Er stand und sah in den Regen. Er hatte gelebt, wie er mußte und wie es ein heillos liebes Blut ihm geboten. Es reute ihn nichts. Denn niemals hatte ihn jemand verflucht. Er selber sich am allerwenigsten, und so war es gut. Aber nun war er gesegnet durch sein eigenes Volk.

Holl hatte bisher persönlich, mündlich, aus seinen Augen, aus seinen Bewegungen, ohne Künstler spielen zu wollen, Liebe gewonnen; mehr, als irgend ein Begünstigter. Ihm flog es zu, das Erlöstwerdenwollen.

„Was haſt du aus deiner Jugend gemacht?“
„Mich.“

„Was gibſt du?“ „Mich.“

Mehr kann niemand, als ſich machen und ſich geben. Aber es war nun eine Zeit weitausgreifenderen Gebens da.

Es war Weltenwende.

Europa war geworden, was um Eintauſendſechshundert herum Spanien geworden war. Ein abfallender Zweig vom Weltenbaume. Nur nicht ſo ruhig abfallend, ſondern unter Krämpfen und Kämpfen; — in ſchrillem Franzoſengequicke.

Und da kam endlich das Unſenſationelle. Das, worüber keine Zeitung ſchreiben kann, weil es nicht zum Tage gehört, ſondern zur Ewigkeit. Jetzt ſchied Gott ſelber die Böcke von den Schafen: die unruhigen Sterblichen und Allzuvielen von den unabänderlich Lebendigen.

Holl ſah zu, wie es regnete. Es war gut ſo. In dieſem Augenblick wenigſtens erfroren keine Saaten.

Und irgend etwas ſank über ihn, ſo milde, wie ein guter Schlaf tut. Er wußte, die Feinde hatten ihm ſein Leben diktiert, dem wiederkehrenden deutſchen Herzen ...

Es kam, freilich unter ungeheuerlichem Gezeter, eine neue deutſche Welt. Und in Öſtreich, an dem er verzweifelt hatte, kam ſie, ſchneller,

aufblühender aus dem Verzweiflungssumpfe empor, als irgendwo sonst.

In Wien, im lässigen Wien keimte die Erdmutter zuerst in den Gemütern empor.

„Mein Volk, mein verachtetes, mein elendes Volk lebt! Es ist das erste, welches zu leben beginnt nach halbjahrtausend langem Seelentode in den Städten. Es ist das erste, das heimweiß!"

Und das Herz schwoll ihm empor, vor Stolz und Freude! Er, der niemals ein Kind gewollt, wußte sich plötzlich deren fünfmalhunderttausend bloß hier in Östreich! Er, der immer einsam sein gewollt, hatte Freunde ringsum! Er, der glaubte, Handel und Geschäftigkeit hätten diese Erde ringsum eingesponnen, wie eine Fliege im Spinnennetze ist, er sah, daß Besiegtheit Auferstehung bedeute!

Die verschwenderischen Reichen des sterbenden alten Rom kannten diese letzte Todesflucht: „Zu ihr zurück: zur Mutter!" Nur suchten sie, nahe an ihr, die Unverbesserlichen zu bleiben. Ebenso, wie es die Rokokodamen blieben, als sie ihre Schäferspiele ins Grüne trugen. Hier aber waren Not und Rückerinnerung so frisch, wie sie kaum jemals einem Volke beschert wurden. Weder die Kultur Östreichs war so alt, daß sie greise werden gemußt hätte, noch war die Kraft des Bauernblutes durch mehr als höchstens ein Jahrhundert zum Stadtbürgertum hingezogen

worden. Der Arbeiter hatte überall noch Bauernblut vom Vater her in den Adern; — das einzig unverwüstliche. Denn alles, was nicht ewig in die Erde zurück muß, wandert, geht zugrunde; — es müßte denn ewig wandern und schmarotzen.

Und darum geschah es, daß der unverbesserliche Ausreißer, der rettungslose Erbe Onkel Antons, mitten im grauesten Februarregen seine verbummelte Jugend als gut und hoffnungsreich empfand. Denn er war frisch geblieben.

Die Zeit war da. Er ging fröhlich dran, wieder zurückzukehren und Bauer zu werden. Aber ein sublimierter Bauer und das heißt Gärtner. Ein bücherlesender Bauer. Ein musikhörender Bauer; kurz ein Mensch, den es zum ersten Male in aller Erde gab.

Er hatte all das schon längst von den Menschen verlangt. Aber er hatte an seinem eigenen Volke verzweifelt und ihm solchen Gesundungswillen niemals zugetraut! Nun tat es aus sich selber das Erlösende.

Wer solches erlebt hat und es zuckt ihm nicht das Herz vor Wonne, der ist ein Verdorbener.

In einem Nutznießervolke war „der Onkel Anton" in ihm heimatlos gewandert; denn er mußte es verachten. Die Landwege, die Straßengräben, die Pappeln und die Wälder und Felder mußte er mehr liebhaben als jenes. Jetzt, da

es zu alledem zurückzuwachsen begann, jetzt glaubte er. Jetzt war er daheim. Jetzt empfand er als Rüstiger noch den letzten, glücklichen Sterbeseufzer Faustens als erfüllbar:

„Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn!"

— — — — — — — — — — — — —

Frau Christel inzwischen hatte den Unberechenbaren in Gardone nicht mehr gefunden. Und noch war sein Brief nicht da. Der Mann, den sie in ihrem Tiefsten geliebt hatte, schien auch vor ihr weitergeflüchtet, wie er vor dem Millionengesindel zu flüchten pflegte. Sie war jetzt verlassen vom Geliebten, getrennt vom Ehegatten, fremd, hilflos, innerlich frierend und hatte so den Tod im lebenden Herzen. Die schwarzäugigen, italienischen Herren machten galante Jagdversuche auf die adlig stille, auf die fremde, sehr blonde und so sehr ausgelieferte Frau. Sonst kümmerte sich nichts und niemand um sie. Es fiel dort der gleiche Schnee wie damals in halb Europa und wurde ebenso gleich zu abgründigem Schmutze. Wie das damals in ganz Europa wurde. Es war alles so trostlos, daß sie nur vor lauter Willensunfähigkeit nicht in den See zu gehen vermochte. Sie tat gar nichts. Wenn nicht die zirpenden Serenaden ihrer Verehrer nachts vor ihrem Hotelfenster sie beinahe zum Irrsinn über den Hohn

dieser Tage gebracht hätten, so saß sie wohl monatelang dort. Nun reiste sie ab, um nur nicht noch Parodien auf das erleben zu müssen, was sie früher als Liebe gemeint hatte.

Jetzt dachte sie an Stella und Beppina. An deren Tränen und Tränchen um den entlaufenen Signor Enrico. An die zirpenden Mandolinen, bei deren Gezupfe jene beiden Mädchen vielleicht heute abends schon, wonnefröstelnd und neu hergestellt, aufhorchten. Sie war deutsch und schwer; so schwer, daß sie weder aufhorchen, noch lächeln, noch weinen konnte.

Aber sie nahm sich zusammen und reiste nordwärts, irgendwohin, in unbekannte Nebel hinein; in Schmutz und Verzweiflung. In eine Versammlung todwunder Tiere, die sich (wie Saurier am Ende der Trias) haufenweise, in dumpfem Staunen über die verschobene Erde, zusammentaten, um zu krepieren. So schien ihr das Leben bei ihr zu Hause nach dem Kriege. So berichteten es alle Zeitungen. So sah sie ihr Volk, so sah sie sich, die entlaufenste und verschmähteste aller Frauen selber.

Sie fuhr in einem, ohne das liebste, verlorene deutsche Südland auch nur sehen zu wollen. Sie fuhr in den schweren Schnee von Innsbruck hinein. Dort sah er wenigstens aus wie ein aufrichtiges, sauberes Sterbehemd.

In Innsbruck vermochte sie gerade noch das letzte Zaghafte zu tun, was ihre zerbrochene Kraft noch vermochte. Sie drahtete einem alten und unverwüstlich lebenskräftigen Fräulein, welches um ihre rettungslose Neigung zu dem Landstreicher wußte und ihn selber kannte, daß sie sich hier verkrochen hätte. Was es mit Holl wäre? Wenn's auch das schlimmste zu berichten gäbe.

Als dann in ihrem armseligen Gasthofzimmer eine Depesche lag, erfaßte sie ein Herzkrampf, während sie das Papier anfaßte und aufriß. Nun kam ja doch das völlige Auseinanderstürzen. — Telegrammstil:

christel hast du meinen brief nicht erhalten fragezeichen bei uns erwacht und arbeitet alles punkt ich bin selig aber ich brauche dich dein heinz

Die Buchstaben verschlangen sich vor ihren Augen. Sie griff sich an die Stirne und hielt ihren Kopf fest: „Jetzt nur nicht verrückt oder ohnmächtig werden! Kopf hoch. Und entweder glauben und hoffen, oder alles verloren haben!"

Zuletzt glaubte das arme Frauenzimmer dennoch. Sie reiste, reiste wie gelähmt und völlig dumpf, aber der Heimat zu; vorerst nach Wien.

Es war am Matthäustag, um die wunderbaren Stunden, von denen die alte Bauernregel sagt:

Matteis
Bricht's Eis.
Find't er keins,
So macht er eins.

Eis und Schnee fand Sankt Matthäus damals genug. Aber an den Südlagen des Wienerwaldes war es dennoch stellenweise „abgebrannt". Wo es aper und frühlingsfleckig aussah, dort arbeiteten im braunen Grunde schon die Menschen.

Sie wußte nun, wo sie ihn zu finden hätte. Aber sie fand ihn schwer.

Immer kannte sie den Mann ihres Instinkts nur abgetan und einsam. Jetzt mußte sie ihn heraussuchen aus einer wimmelnden Unmenge im ehemaligen Tierpark von Lainz, in der er verschwunden zu sein schien. Sie suchte ihn lange und so vergeblich, wie Elisabeth den Tannhäuser im zurückkehrenden Pilgergedränge. Dennoch erkannte sie zuletzt Einen. Mitten im Arbeitervolk. Hemdärmlig, schmutzig, schweißtriefend, aber dreinschauend, daß es aus diesen unverwüstlich leichtsinnigen Augen vor Leben nur so gewitterte.

Ja; er hatte sie gleich an den Händen. Und nun erzählte er, zuerst im Weiterarbeiten, was

er hier gefunden hätte. Einen Schatz über alle Schätze. Den Glauben an sein Volk. Den in beinahe allen öffentlichen Organen unbehaglich totgeschwiegenen, den unterschlagenen Glauben an sein Volk.

Im entsetzlichen dritten Friedensjahre, als er verzweifelnd fortzog, da hatte sich ein unbeschreibliches Gemengsel von Menschen aller Parteien zusammengefunden, aber ohne Schlagwort; Arbeiter, Straßenbahner, Wachleute, Eisenbahner, kleine Beamte, abgetane Offiziere. Die hatten ihre hilfesuchenden aber rüstigen Arme in die Erde gesteckt.

Öde, hoffnungslose Baugrund- und Misthalden hatten sie von ganzen Bergen verworfenen Emailblechs, von Schutt, Scherben und leeren Konservenbüchsen freigeräumt. Sie hatten auf Exerzierplätzen halbmetertiefe Schotterschichten abgetragen, durchgesiebt und dann erst den erbarmungslos harten Lehmboden aufgelockert und mit dem erübrigten Müll dieser Elendshalden vermischt. Überall war es aber dennoch grün geworden. Grüner und froher beinahe als alle Parks aus adliger Zeit! Da hatte die andere, die verzagende Bevölkerung der absterbenden Stadt doch emporgehorcht, so wenig bisher getan schien. Denn damals in der Zeit, als Holl abgewandert war, trieben vielleicht zehntausend Menschen ihr stilles

und zähes Wesen im Hause der wiedergewonnenen Mutter. Als er wiederkam, da war es beinahe eine halbe Million, welche nach Arbeit auf der eigenen Scholle begehrte. Ein Dritteil der ganzen Stadtbevölkerung. Und wo früher in Kaisers Tiergarten die Jägerhörner geblasen hatten, dort arbeiteten und bauten jetzt die Invaliden des alten Reiches. Niemand in Wien wanderte weiter aus, als bis an die Randlinie des Waldes. Wo dieser vor der Grausamkeit des nordischen Winters hingestürzt war, dort erstanden jetzt Wildwesthütten, — wimmelte es von kleinen Farmersiedlungen.

Drinnen in der Stadt fuhren noch die Zehntausende, die lehmgebornen Golems der neuen Zeit umher. Dumpf reich. Ohne zu wissen, daß sie gar nicht lebten. In ihren Automobilen; von der Bar zur Oper, von da ins Kabarett. Draußen wurde eine neue Menschheit. Ganz im stillen.

Und so ging denn der Vagabund zum letzten Male Rast machen.

Holl und Frau Christel saßen Hand in Hand, als Köhle zu ihnen trat. Köhle nahm Abschied. Er hatte hier gelernt. Er wollte das totgeschwiegene Lied vom sterbenden Volke, das vom Asphalt zu den Obstbäumen und Kohlpflanzen heimgekehrt war, draußen verkünden. Draußen im Reich, wo

es überall ähnlich zu treiben und zu keimen begann, wollte er von den neuen Kolonien der Wiener erzählen, die ihre Siedlungen dicht vor der Stadt mit fröhlichem Spotte „Neubrasilien" und mit andern ähnlichen Auswanderernamen benannten.

Er wollte draußen verkünden, was für Unverwüstlichkeit in diesem ärmsten, in diesem Besiegten- und Bettlervolk steckte.

Er drückte beiden Zusammengefundenen herzhaft und ohne Seelenpein die Hände. Er nahm eine neue Liebe mit. Die deutsche Gartenbruderschaft, die staats- und grenzenfreie Bruderschaft der Kleinsiedler.

— — — — — — — — — — — — —

Als der fröhliche Preuße fort war, breitete Holl vor Frau Christel seinen Plan aus.

Sie saßen an der Straße. Gleich hinter ihnen am Waldrande hatte eine Autopartie halt gemacht. Sie hatte ein aufreizend teures Frühstück ausgebreitet und schaute mit Hohn nach dem Ameisengewimmel der Tausende, die hier eine karge Erde bearbeiteten. Das Paar hörte sie gar nicht und merkte nicht, daß die Gesellschaft (jedes Exemplar in achtmalhunderttausend Kronen Pelz eingewickelt) immer längere Hälse und Ohren nach ihnen hinmachte.

„Es ist nur eine Holzbaracke. Weil jetzt jede Türe und jede Wand ein Vermögen kostet, so wird unser Speisezimmer von der nur halb durch Wände angedeuteten Schlafkammer durch einen Vorhang getrennt sein müssen. Um so besser können wir dort lüften. Übrigens schlafe ich selber nur auf einem Divan, der bei Tage sichtbar und benützbar bleiben kann, so daß nur dein Bett mit Waschtisch verhangen zu werden braucht. Oben im Dach ist noch ein kleiner Arbeitsraum. Unter der Treppe die Speisekammer und ein kleines Kellerloch.

Dienstbote und Hausgenosse wird uns keiner beunruhigen. Die beiden Zimmer räumen wir gerne selber auf; nicht? Und dann erst der Garten! Arbeit ist ja das Gewürz des Lebens: und so leichtes Gewürz wie Gartenleben!"

Frau Christel hielt den Arm um seinen Hals und nickte zufrieden und so tief und langsam atmend, als prüfte sie erst jetzt, was Lebenslust wäre.

„Und da hinein zieht nun die Schloßfrau von Mürzkogelberg! Die adlige Dame, welche acht Pferde, sechzig Rinder und vierzehn dienstbare Angestellte hielt!" Er sagte das mit überquellender Heiterkeit.

Die Gesellschaft von nebenan brach etwas eilig auf. Sie packte zusammen und stieg in ihr

Automobil. Der Reichgewordenste von ihnen allen war aber bis zuletzt kühl zuhörend, geblieben. Jetzt stieg auch er ein.

Und die beiden Erlösten, die beiden Armgewordenen einer völlig neugekehrten Epoche hörten Schiebers letztes Urteil im Anrasseln des Motors: — „Weit gebrengt!"

Druck von Joh. N. Vernay A. G., Wien IX./4



